# Sämtliche Werke in deutscher Sprache: Ein Haus aus ...

Oscar Wilde

Von diesem Buche wurden 100 Exemplare zum Preise von je sieben Mark auf echtem Büttenpapier abgezogen, in Leder gebunden ○ ○ und handschriftlich numeriert ○ ○

Dieses Exemplar erhielt Nr. 4

# Oscar Wildes

# Sämtliche Werke

in deutscher Sprache

Vierter Band

## Ein Haus aus Äpfeln der Granate

Wiener Verlag
Wien und Leipzig
1906

Übersetzt von Frieda Uhl

# Der junge König.

Es war die Nacht vor dem Tage seiner Krönung, und der junge König weilte einsam in seinem wunderherrlichen Gemach. Seine Höflinge waren von ihm gegangen, dem formelreichen Tagesbrauch gemäß die Häupter bis zur Erde neigend. Sie alle hatten die große Halle des Königsschlosses aufgesucht, um daselbst noch letzte Unterweisungen vom Hofsittenmeister zu empfangen. Waren ihrer doch welche, die sich nach wie vor ganz ungeschraubt bewegten. Und daß dies bei einem Höfling ein gar arg Vergehen ist, bedarf wohl keiner Worte.

Der Knabe — denn er war ein Knabe nur mit seinen sechzehn Jahren — war nicht betrübt, daß sie gegangen. Er hatte sich mit einem leisen Seufzer der Erleichterung zurückgeworfen auf die weichen, gestickten Kissen seines Lagers und ruhte da, flammäugig, die Lippen hauchgeöffnet gleich einem braunen Waldlandsfaun oder irgendwelch jungem Tier der Wildnis, das die Jäger just gefangen.

Die Jäger waren es ja auch gewesen, die ihn gefunden, ihn — schier durch Zufall — aufgetrieben hatten, als er nacktfüßig, die Flöte in

der Hand, hinter der Herde des armen Ziegenhirten herging, der ihn aufgezogen, und dessen Sohn zu sein, er stets gewähnt. Des alten Königs einziger Tochter Kind, gezeugt in geheimem Ehebund mit einem, der tief unter ihr im Range stand: einem Fremden, sagten manche, der durch den wunderbaren Zauber seines Lautenspieles die Liebe der jungen Fürstin zwang, während andere von einem Künstler aus Rimini sprachen, dem die Prinzessin viel, vielleicht zu viele Ehr' erwiesen, und der plötzlich aus der Stadt verschwunden war, sein Werk im Dome unvollendet lassend — hatte man ihn, als er nur eben eine Woche alt, von der Seite seiner Mutter weggestohlen, da sie schlief, und ihn zur Obhut einem gemeinen Bauer und dessen Weibe übergeben, die ohne leibliche Kinder waren und in einem entlegenen Teil des Waldes lebten, mehr denn einen Tagritt von der Stadt entfernt.

Gram, oder wie der Hofarzt feststellte, die Pest, oder, wie manche rieten, ein schnelles italienisches Gift, in einem Becher gewürzten Weines dargereicht, mordete noch in der Stunde des Erwachens das bleiche Mädchen, das ihn gebar. Und als der treue Bote, der das Kind auf seinem Sattelbogen dahin trug, von seinem müden Rosse stieg und an die grobe Pforte der Hirtenhütte pochte, wurde der Prinzessin Leib in ein offen Grab gesenkt, das man auf einem öden Kirchhof außerhalb des Stadttores gegraben

hatte. Ein Grab, worin, so sprach man, schon ein andrer Leichnam lag: der eines jungen Mannes von wunderbarer, fremdartiger Schöne, dessen Hände mit einem knotigen Seile auf den Rücken gebunden und dem die Brust von vielen roten Wunden wund.

So wenigstens lautete die Geschichte, die das Volk einander flüsternd anvertraute. Sicher war es, daß der alte König, da er auf dem Sterbbett lag, sei's, daß ihn seine große Sünde reute oder auch nur, weil er nicht wollte, daß das Königreich an einen falle, der nicht seines Stammes war, um den Knaben gesandt hatte und ihn im Angesicht des Rates seinen Erben nannte.

Und es scheint, daß sich in jenem vom ersten Augenblicke seiner Anerkennung an die seltsame Schönheitstrunkenheit offenbarte, die späterhin so großen Einfluß auf sein Leben übte. Sie, die ihn durch die Flucht der Gemächer geleiteten, die man für ihn bereit gesetzt, sprachen oft von dem Schrei der Lust, der über seine Lippen brach, da er des kostbaren Geschmeides und der reichen Gewänder ansichtig ward, die er hinfür tragen sollte, und von der schier wilden Freude, mit der er sein rauhes Lederwams und seinen groben Schafwollmantel von sich schleuderte. Manchmal freilich mißte er die goldene Waldesfreiheit und war stets geneigt, ob der mühseligen Förmlichkeiten zu schelten, die bei Hof einen so großen Teil des Tages in Anspruch nahmen. Der herr-

liche Palast jedoch — Joyeuse nannte man ihn — dessen Herr er nun war, schien ihm gleich einer eigens seiner Wonne erschaffenen Welt. Und wann immer er einer Ratsverhandlung oder dem Audienzsaale entfliehen konnte, flüchtete er im Lauf die breite Treppe mit ihren Löwen aus güldenem Erze und ihren Stufen aus hellem Porphyr hinab und schritt von Raum zu Raum, von Gang zu Gang, wie einer, der in Schönheit Linderung für Schmerz, Genesung aus Krankheit sucht.

Auf diesen Entdeckungsreisen, wie er sie gerne nannte — und es waren für ihn tatsächlich Reisen durch ein Wunderland —, begleiteten ihn oft die schmalhüftigen, blondhaarigen Pagen des Hofes in ihren weiten Mänteln mit dem lustigflatternden Bänderschmucke. Noch öfter aber blieb er allein. Doch blitzartiger Instinkt, einer Eingebung vergleichbar, verriet ihm, daß die Geheimnisse der Kunst sich am besten insgeheim erlernen und daß die Schönheit, sowie ja die Weisheit auch, ihre Knechte einsam will.

Gar manche seltsame Geschichte ging um diese Zeit von Mund zu Mund. Man erzählte, wie ein behäbiger Bürgermeister, gekommen eine höchst geschmückte und gezierte Anrede im Namen der Bürger der Stadt zu halten, ihn tief in Anbetung versunken auf den Knien vor einem großen Bild gefunden hatte, das soeben aus Venedig angelangt und neuer Götter Dienst zu künden

schien. Bei anderer Gelegenheit hatte man ihn während vieler Stunden vermißt und ihn erst nach langer Suche in einem kleinen Gemach, in einem der nördlichen Türme des Schlosses entdeckt, wie er gleich einem, den Verzückung hält, auf eine griechische Gemme starrte, worein die Gestalt des Adonis geschnitten war. Man hatte gesehen, dies wußte das Gerücht, wie er die heißen Lippen auf die Marmorschläfe einer alten Statue drückte, die man im Strombette gelegentlich des Baues der steinernen Brücke ausgegraben hatte, und die als Inschrift den Namen des bythinischen Sklaven des Hadrian trug. Und er hatte eine lange Nacht damit verbracht, die Wirkung des Mondlichtes auf ein Silberbildnis des Endymion zu belauschen.

Alles, was da seltsam und kostbar war, übte gar großen Zauber auf ihn aus, und im Eifer sich den Besitz zu sichern, hatte er der Kaufleute viele ausgesandt; einige, um mit dem rauhen Fischervolk der Nordmeere um Bernstein zu feilschen; einige nach Ägypten, auf Suche nach jenen grünen Wundertürkisen, die man nur in Königsgräbern findet, und die Zauberkraft besitzen sollen; wieder andere nach Persien, um seidene Teppiche zu erstehen und bemaltes Tongeschirr; und ihrer manche nach Indien, um Schleiergewebe zu kaufen und getöntes Elfenbein, Mondstein und Armgeschmeide aus Nephrit, Sandelholz und blaues Email und Tücher feiner Wolle.

Was ihn jedoch am meisten beschäftigte, war sein Krongewand, das goldgewobene Gewand und die rubinbesetzte Krone und das Szepter mit seinen Perlenreihen und -reifen. An diese dachte er auch jetzt, zur Nacht, als er zurückgelehnt auf seinem reichen Lager ruhte und dem großen Tannenscheite zusah, wie es sich im offenen Feuer des Herdes selbst verzehrte. Zeichnungen, welche die Hände der berühmtesten Künstler der Zeit dafür entworfen hatten, waren ihm vor schon vielen Monden vorgelegt worden, und er hatte Befehl erteilt, daß der Handwerker Schar Tag und Nacht an ihrer Ausführung schaffen, und daß man die ganze Welt durchsuchen solle nach Juwelen, die ihrer Arbeit würdig wären. Er sah sich im Geiste bereits im strahlenden Krongewand vor dem Hochaltar im Dome stehen. Und ein Lächeln spielte um seinen jungen Knabenmund, verweilte und zündete helle Flammen in seinen dunklen Waldlandsaugen.

Nach einiger Zeit erhob er sich und stand dann gegen die geschnitzte Blendung des Kamins gelehnt und blickte in dem matt erleuchteten Gemach umher. Die Wände waren mit reichen Stickereien bekleidet, die den Triumph der Schönheit darstellten. Die eine Ecke füllte ein hoher Schrank aus, der mit Achat und Lapislazuli verziert war, und dem Fenster gegenüber stand ein eigentümlich gearbeitetes Kästchen mit lackierten Holzflügeln, goldbestäubt und goldgeschmückt,

darauf dünnglasige Venetianer Schalen und ein Becher aus dunkel geädertem Onyx ruhten.

Blasse Mohnblüten waren von geschickten Nadeln auf die Seidendecke des Bettes hingeworfen, als wären sie den müden Händen des Schlafes entfallen, und hohe Stäbe gefurchten Elfenbeins hoben den sammtenen Baldachin, auf dem gleich weißem Schaume große Büschel Straußenfedern ragten, zu den bleichen Silberreliefs der Decke empor. Ein lachender Narziß aus grüner Bronze hielt einen geschliffenen Spiegel hoch. Auf dem Tisch stand eine flache Schüssel aus Amethyst.

Draußen vor dem Fenster konnte er die Riesenkuppel des Domes sehen, die wie ein dunkel Gestirn über den schattenumhüllten Häusern stand, und die müden Wachen, die auf der nebelumhüllten Terrasse am Strome auf und nieder schritten. Fern in einem Garten schlug eine Nachtigall. Leiser Jasmingeruch drang durch das offene Fenster. Er strich die braunen Locken aus der Stirn. Dann griff er zur Laute und ließ die Finger über die Saiten gleiten. Seine schweren Lider senkten sich und seltsame Müdigkeit kam über ihn. Nie zuvor hatte er so mit allen Fibern, nie noch so voll tiefer Freude den Zauber und das Geheimnis der Schönheit empfunden.

Als die Mitternacht vom Turme schlug, berührte er eine Glocke und seine Pagen traten

ein und entkleideten ihn mit vieler Förmlichkeit, gossen Rosenwasser über seine Hände und streuten Blumen über die Kissen hin. Wenige Augenblicke darauf hatten sie das Gemach verlassen, und er schlief.

*

Und wie er so schlief, träumte er einen Traum. Und dies war sein Traum:

Es war ihm, als stünde er in einem langen niedrigen Dachzimmer inmitten schwirrender, klappernder Webstühle. Das kümmerliche Tageslicht kroch durch das vergitterte Fenster und wies ihm die hageren Gestalten der Weber, die sich über ihre Rahmen beugten. Blasse, kränklich blickende Kinder kauerten auf den schweren Balken. Wenn die Webschiffchen durch den Einschlag schossen, hoben sie das Richtscheit auf; und setzten die Schiffchen aus, ließen sie das Richtscheit fallen und preßten die Fäden aneinander. Ihre Gesichter waren hungerverzerrt und ihre dünnen Arme und Hände schlotterten. An einem Tische saßen abgemagerte Weiber und säumten. Ein furchtbarer Geruch erfüllte den Raum. Die Luft war schwer und fäulnisschwanger und von den Wänden tropfte und rann es naß.

Der junge König trat zu einem der Weber, stellte sich neben ihn und sah ihm zu.

Und der Weber blickte ihn gehässig an und

sprach: „Was siehst du mir so zu? Bist du ein Auskundschafter, den unser Herr über uns gesetzt?"

„Wer ist dein Herr?" frug der junge König.

„Unser Herr?" rief der Weber bitter. „Er ist ein Mensch wie ich. Wahrlich, ein kleiner Unterschied nur ist zwischen ihm und mir: Er trägt schöne Kleider, während ich in Lumpen gehe, und er leidet nicht wenig durch Völlerei, während ich hungerschwach bin."

„Das Land ist frei," sprach der junge König, „und du bist keines Menschen Knecht."

„Im Kriege," erwiderte der Weber, „macht sich der Starke den Schwachen zum Knecht, und im Frieden macht der Reiche den Armen zum Knecht. Wir müssen arbeiten, um zu leben. Sie aber geben Schandlohn uns, so daß wir sterben. Wir fröhnen für sie, von früh bis spät, und sie häufen Gold in ihren Truhen. Unsere Kinder aber welken vor der Zeit dahin. Und die Gesichter derer, die wir lieben, werden hart und bösartig. Unsere Füße keltern die Trauben und ein anderer schlürft den Wein. Wir säen das Korn, aber unsere Speicher bleiben leer. Wir tragen Ketten, wenngleich kein Auge sie sieht und sind Knechte, wenngleich man uns Freie heißt."

„Ist dem wirklich so?" frug jener.

„Dem ist wirklich so," erwiderte der Weber. „Bei den Jungen so und bei den Alten; bei den

Frauen und bei den Männern; bei den kleinen Kindern wie bei jenen, die das Alter lahm macht. Die Kaufleute zermalmen uns und wir vermögen nichts dawider; wir müssen tun, was sie uns schaffen. Der Priester reitet vorüber und betet seinen Rosenkranz. Für uns aber sorgt kein Sterblicher. Durch unsere sonnenlosen Gassen schleppt sich die Armut mit stieren Hungeraugen und die Sünde mit verquollenem Angesichte folgt ihr auf dem Fuße. Früh morgens weckt uns das Elend auf und nachts sitzt die Schande an unserem Bett. Doch was soll dir all dies? Du bist keiner von den Unsern. Aus deinem Angesicht strahlt zu viel Glück." Und mürrisch wandte er sich ab und warf das Schiffchen durch den Webstuhl und der junge König sah, daß es mit einem Goldfaden gefädelt war.

Und ihn befiel tiefes Entsetzen und er sprach zum Weber: „Welch Gewand webest du da?"

„Das Krongewand des jungen Königs," erwiderte jener. „Doch was soll das dir?"

Und der junge König stieß einen lauten Schrei aus und erwachte und siehe! Er war in seinem eigenen Gemach und durch das Fenster sah er den großen Mond honigfarben in den Lüften hängen.

*

Und wieder fiel er in Schlaf und träumte, und dies war sein Traum:

Ihm war, als läge er auf Deck einer großen Galeere. Vielhundert Sklaven ruderten. Auf einem Teppich, ihm zur Seite, saß der Besitzer der Galeere. Er war schwarz anzusehen wie Ebenholz, und sein Turban war aus schreiendroter Seide. Breite Silberringe zogen seine dicken Ohrlappen nieder, und in Händen hielt er zwei elfenbeinerne Wagschalen.

Die Sklaven waren nackt, bis auf einen zerlumpten Lendenschurz, und jeder Mann war an seinen Nachbar angekettet. Heiße Sonnengluten brannten auf sie nieder, und die Neger liefen den Fallreep auf und ab und peitschten sie mit schneidend harten Riemen. Sie streckten die mageren Arme und zogen die schweren Ruder durch die Wassermassen, daß der salzige Gischt aufspritzte.

Endlich erreichten sie eine kleine Bucht und fingen an zu loten. Ein leichter Wind wehte vom Land und hüllte Deck und Raasegel in eine Wolke feinen, roten Staubes. Drei Araber kamen auf wilden Mauleseln geritten und schleuderten Speere nach ihnen. Der Besitzer der Galeere griff nach einem bunten Bogen und schoß einen von ihnen durch die Kehle. Schwer stürzte der vornüber in die Brandung und seine Gefährten sprengten davon. Ein in gelbe Schleier gehülltes Weib folgte langsam auf Kamelrücken und blickte von Zeit zu Zeit nach dem Leichname zurück.

Sobald sie Anker geworfen und das Segel

eingezogen hatten, stiegen die Neger in den Kielraum und holten eine lange Strickleiter herauf, die mit Bleigewichten stark beschwert war. Der Besitzer der Galeere warf sie über Bord und festete die beiden Enden an zwei eisernen Haken. Dann ergriffen die Neger den jüngsten der Sklaven. Sie schlugen seine Fesseln entzwei, füllten ihm Nasenlöcher und Ohren mit Wachs und banden einen großen Stein um seine Hüften. Müde kroch er die Leiter hinab und verschwand im Meere. Einzelne Luftblasen stiegen da, wo er versunken, auf. Etliche der anderen Sklaven spähten neugierig über Bord. Vorne, am Bug der Galeere, saß ein Haifischbeschwörer und rührte eintönig die Trommel.

Nach einiger Zeit stieg der Taucher aus den Tiefen auf und klammerte sich keuchend an die Leiter; seine Rechte hielt eine Perle. Die Neger entrissen sie ihm und schleuderten ihn ins Meer zurück. Die Sklaven schliefen über ihren Rudern ein.

Wieder und wieder tauchte er auf. Und so oft er sich zeigte, brachte er eine schöne Perle. Der Besitzer der Galeere wog sie und steckte sie in einen kleinen grünen Ledersack.

Der junge König versuchte zu sprechen, aber die Zunge klebte ihm am Gaumen und seine Lippen versagten den Dienst. Die Neger schwatzten mit einander und fingen an, sich um eine

Schnur leuchtender Perlen zu streiten. Zwei Kraniche umkreisten unablässig das Schiff.

Ein letztesmal kam der Taucher herauf und die Perle, die er brachte, war schöner anzusehen als die Perlen des Ormuz. Denn sie war an Form dem Vollmond gleich und bleicher und weißer als der Morgenstern. Ein Zittern rann noch durch seine Glieder und dann lag er still. Die Neger zuckten die Schultern und warfen den Körper über Bord.

Und der Besitzer der Galeere lachte, streckte die Hand nach der Perle aus, und da er sie sah, drückte er sie an seine Stirn und neigte sich tief. „Sie soll,“ sprach er, „für das Szepter des jungen Königs sein,“ und er gab den Negern ein Zeichen, die Anker aufzuziehen.

Und da der junge König dies vernahm, stieß er einen lauten Schrei aus und erwachte und durch das Fenster sah er die langen grauen Finger der Dämmerung nach den erbleichenden Sternen greifen.

*

Und wieder fiel er in Schlaf und träumte, und dies war sein Traum:

Ihm war, als wanderte er durch einen düsteren Wald, worin seltsame Früchte wuchsen und schöne giftige Blumen. Die Nattern züngelten nach ihm, da er vorüberging, und die bunten Papageien flogen kreischend von Zweig zu Zweig.

2*

Riesenschildkröten schliefen im heißen Schlamme, und die Bäume waren mit Affen und Pfauen überdeckt.

Weiter und weiter ging er, bis er den Waldsaum erreichte. Dort ward er einer ungeheuren Menschenmenge gewahr, die im Bette eines vertrockneten Stromes Frohndienst tat. Wie Ameisen schwirrten sie um die Felsblöcke herum. Sie gruben tiefe Gruben in den Boden und stiegen hinab. Einige von ihnen klüfteten die Felsmassen mit großen Äxten; andere wühlten im Sande. Sie rissen den Kaktus mit der Wurzel aus und zertraten die Scharlachblüten. Sie eilten hin und wieder, schrien sich zu und keiner ging müßig.

Aus dem Dunkel einer Höhle spähten Tod und Habsucht nach ihnen und der Tod sprach: „Ich bin müde. Gib mir ein Dritteil von ihnen, so will ich meines Weges ziehen."

Die Habsucht aber schüttelte das Haupt. „Es sind meine Knechte," entgegnete sie. Und der Tod sprach zu ihr: „Was hälst du da in Händen?"

„Drei Getreidekörner halte ich da in Händen," entgegnete sie, „was soll das dir?"

„Gib mir eines davon!" rief der Tod. „Ich will es in meinem Garten pflanzen. Nur eines davon, so will ich meines Weges gehen."

„Gar nichts will ich dir geben," sprach die

Habsucht und verbarg die Hand in den Falten des Gewandes.

Und der Tod lachte und nahm eine Schale, tauchte sie in einen Wassertümpel: Und aus der Schale stieg das Wechselfieber auf. Es lief durch die große Menschenmenge und ihrer ein Dritteil lag tot. Ein kalter Nebel folgte ihm und die Wasserschlange lief ihm zuseiten.

Und da die Habsucht sah, daß ein Dritteil der Menge tot war, schlug sie sich die Brust und heulte. Sie schlug ihre trockenen Brüste und schrie laut:

„Du hast ein Dritteil meiner Knechte gemordet,“ schrie sie, „hebe dich von hinnen! In den Bergen der Tartarei wütet der Krieg und die Könige beider Parteien rufen dich. Die Afganen haben den schwarzen Ochsen gefällt und ziehen in die Schlacht. Sie haben mit ihren Speeren dröhnend auf die Schilde geschlagen und ihre Eisenhelme aufgestülpt. Was ist dir mein Tal, daß du daselbst verweilen solltest? Hebe dich von hinnen und kehre nicht wieder zurück!“

„Nicht doch,“ entgegnete der Tod, „ich gehe nicht, du gäbest mir denn eines deiner Getreidekörner.“ Aber die Habsucht schüttelte den Kopf und knirschte mit den Zähnen. „Nichts will ich dir geben,“ murmelte sie.

Und der Tod lachte und nahm einen schwarzen Stein vom Boden auf und schleuderte ihn in den Wald, und aus dem Dickicht wilden Schier-

lings kam die Tollwut in einem Flammenkleide. Sie glitt durch die Menschenmenge und berührte sie, und jedermann, den sie berührte, starb. Das Gras vertrocknete unter ihren Füßen, wo sie glitt.

Und die Habsucht erschauerte und streute Asche auf ihr Haupt. „Du bist grausam," rief sie, „du bist grausam. In den mauergegürteten Städten Indiens herrscht Hungersnot und die Zisternen von Samarkand sind versiegt, Hungersnot herrscht in den mauergegürteten Städten Ägyptens und die Heuschrecken sind aus der Wüste gekommen. Der Nil hat seine Ufer nicht befruchtet und die Priester haben Isis und Osiris geflucht. Hebe dich fort von hinnen zu jenen, die nach dir dürsten, und laß mir meine Knechte."

„Nichtdoch," entgegnete der Tod, „ich will nicht gehen, du habest mir denn ein Getreidekorn gegeben."

„Nichts will ich dir geben," entgegnete die Habsucht.

Und wieder lachte der Tod und pfiff durch die Finger und ein Weib kam durch die Lüfte geflogen. „Pest" stand auf ihrer Stirn geschrieben und eine Schar fleischloser Geier umkreiste sie. Sie deckten das Tal mit ihren Schwingen, und kein Sterblicher blieb am Leben.

Und die Habsucht floh schreiend durch den Wald. Der Tod aber sprang auf sein rotes

Roß und sprengte davon. Sein Ritt war schneller denn der Wind.

Und aus dem Schlamm im Kessel des Tales krochen Drachen und fürchterliche schuppige Tiere, und Schakale kamen über den Sand gelaufen und witterten mit gierigen Nüstern umher.

Und der junge König schluchzte und sprach: „Wer waren jene Männer und wonach suchten sie?“

„Sie suchten nach Rubinen für eines Königs Krone,“ antwortete einer, der hinter ihm stand. Und der junge König erschrak und wandte sich um. Da sah er einen Mann, der wie ein Pilger gekleidet war und einen Silberspiegel in Händen trug.

Und er erbleichte und sprach: „Welches Königs?“

Da antwortete der Pilger: „Blick' in diesen Spiegel und du wirst ihn sehn.“

Und er blickte in den Spiegel und sah sein eigen Angesicht. Da schrie er laut auf und erwachte. Das helle Sonnenlicht strömte in das Gemach. Und auf den Bäumen im Garten und über den Lustwinkeln sangen die Vögel.

*

Und der Kämmerer und die Würdenträger des Staates traten ein und huldigten ihm. Und die Pagen brachten ihm das Gewand aus Gold-

gewebe und legten Krone und Szepter vor ihn hin.

Und der junge König sah sie an: Und sie waren schön anzusehen. Schöner waren sie, denn irgendein Ding, so er je gesehen. Aber er entsann sich seiner Träume und er sprach zu seinen Großen: „Nehmt diese Dinge fort, denn ich will sie nicht tragen.“

Und die Höflinge staunten und etliche lachten, denn sie vermeinten, er scherze.

Doch er sprach nochmals tiefernst zu ihnen und sagte: „Nehmt diese Dinge weg und versteckt sie vor mir. Wenn dies auch der Tag meiner Krönung ist, so will ich sie doch nicht tragen. Denn auf dem Webstuhl der Sorge und von den bleichen Händen der Not ist dieses mein Gewand gewoben worden. Blut klebt im Herzen des Rubins und Tod im Herzen der Perle.“ Und er erzählte ihnen seine drei Träume.

Und als die Höflinge sie hörten, blickten sie einander an und flüsterten und sagten: „Wahrlich, er ist wahnsinnig geworden! Denn, was ist ein Traum wohl anderes denn ein Traum und ein Gesicht mehr denn ein Gesicht? Sie sind nicht Dinge der Wirklichkeit, auf die man achten müßte. Was auch haben wir mit dem Leben jener zu schaffen, die für uns fröhnen? Soll ein Mensch nicht Brot genießen, ehe er

den Sämann sah, noch Wein schlürfen, bevor er den Winzer befrug?"

Und der Kanzler sprach zum jungen Könige und sagte: „Herr, ich bitte dich, laß von all den düsteren Gedanken und kleide dich in dieses schöne Kleid und setze diese Krone auf dein Haupt. Denn wie soll das Volk wohl wissen, daß du sein König bist, wenn du nicht eines Königs Kleid trägst?"

Und der junge König blickte ihn an. „Ist dem wirklich so?" frug er. „Werden sie mich nicht als ihren König erkennen, solange ich eines Königs Kleid nicht trage?"

„Sie werden dich nicht erkennen, o Herr!" rief der Kanzler.

„Ich wähnte, es habe Männer gegeben, die wie Könige blickten," entgegnete er. „Doch vielleicht ist es, wie du sprichst. Aber dennoch will ich dies Gewand nicht tragen, noch mag ich mich mit dieser Krone krönen lassen. Nein, just allwie ich einzog in das Schloß, will ich aus ihm hervorgehn wiederum."

Und er hieß sie alle ihn verlassen, einen Pagen ausgenommen, den er wie sein Genoß hielt, einen Knaben, der ein Jahr jünger als er selbst. Ihn behielt er zu seiner Bedienung bei sich. Und als er sich im klaren Wasser gebadet hatte, öffnete er eine große bemalte Truhe und nahm daraus das Lederwams und den groben Schaffellmantel, die er getragen hatte, da

er am Hügelhange die zottigen Ziegen des Hirten hütete. Die legte er an, und in die Hand nahm er den kunstlosen Hirtenstab.

Und der kleine Page öffnete die großen blauen Augen weit, des Staunens voll und sprach lächelnd zu ihm: „Herr und Gebieter, wohl sehe ich dein Gewand und auch dein Szepter, wo aber ist deine Krone?“

Und der junge König pflückte einen Zweig wilder Rosen, die den Altan umschlangen, und bog ihn sich zum Reif und drückte ihn sich aufs Haupt.

„Dies soll meine Krone sein,“ entgegnete er.

Und also angetan trat er aus seinen Gemächern in die offene Halle herfür, allwo die Edelleute seiner harrten.

Und die Edelleute spotteten und etliche riefen ihm zu: „Herr, das Volk harrt eines Königs, und du sendest ihm einen Bettelmann.“ Und andere waren voller Entrüstung und sprachen: „Er bringt Schande über unser Land, und er ist nicht würdig unser Herr zu sein.“ Er aber erwiderte nicht ein einzig Wort, sondern schritt an ihnen vorbei und schritt die helle Treppe aus Porphyr hinab und hinaus durch die erzenen Tore und bestieg sein Pferd und sprengte dem Dome zu, dieweil der kleine Page ihm zur Seite lief.

Und das Volk lachte und schrie: „Da reitet der Narr des Königs vorbei,“ und sie verhöhnten ihn.

Und er zog die Zügel an und sprach: „Nicht doch, ich bin es, euer König," und er erzählte ihnen seine drei Träume.

Ein Mann aber trat aus der Menge und sprach voll Bitterkeit und sagte: „Herr, weißt du nicht, daß das Leben des Armen aus dem Überflusse des Reichen strömt? Euer Prunk nährt uns, und eure Laster geben uns Brot. Für den harten Herrn zu fröhnen, ist bitter; noch bitterer aber ist es, keinen Herrn zu haben, für den man fröhnen darf. Meinst du etwa, daß uns die Raben speisen werden? Und welche Hilfe willst du in diese Dinge bringen? Willst du dem Käufer gebieten: ‚Du sollst für so und so viel kaufen,' und dem Verkäufer: ‚Du sollst zu diesem Preis verkaufen?' Ich meine, nein. Drum kehre heim in dein Schloß und kleide dich wieder in Purpur und feines Linnen. Was hast du mit uns, die wir leiden, zu schaffen?"

„Sind nicht die Reichen und die Armen Brüder?" frug der junge König.

„Seit jeher sind sie Brüder," entgegnete der Mann. „Und der Name des reichen Bruders ist Kain."

Da füllten sich die Augen des jungen Königs mit Tränen und er ritt vorwärts, vom Murren des Volkes begleitet. Und den kleinen Pagen ergriff Angst, und er verließ ihn.

*

Und da er an die breite Türe des Domes kam, streckten die Kriegsleute die Hellebarden vor und sprachen: „Was suchst du hier? Keiner tritt durch diese Tür ein, es sei denn der König."

Und sein Angesicht rötete sich vor Zorn und er sprach zu ihnen: „Ich bin König," und stieß die Hellebarden zur Seite und schritt hinein.

Und wie ihn der alte Bischof in seinem Hirtenkleide kommen sah, erhob er sich verwundert von seinem Throne, schritt ihm entgegen und sprach zu ihm: „Mein Sohn, ist dies eines Königes Gewandung? Wo ist die Krone, mit der ich dich krönen, und das Szepter, das ich in deine Hände drücken soll? Wahrlich, dieser Tag sollte für dich ein Tag der Freude und nicht ein Tag der Erniedrigung sein."

„Soll sich die Freude in das Gespinst des Leides kleiden?" frug der junge König. Und er erzählte ihm seine drei Träume.

Und da der Bischof sie vernommen, furchte er die Brauen und sprach: „Mein Sohn, ich bin ein alter Mann und stehe im Winter meiner Tage und ich weiß, daß in der weiten Welt viel üble Dinge geschehen. Die wilden Räuber steigen von den Bergen nieder und tragen die Kindlein davon und verkaufen sie den Mauren. Die Löwen liegen und spähen nach den Karawanen und stürzen sich auf die Kamele. Die wilden Eber entwurzeln das Korn im Tale und die Füchse benagen den Wein auf den Hügeln. Die

Seeräuber verwüsten die Küsten und verbrennen dem Fischer die Schiffe und rauben ihm die Netze. In den salzigen Sümpfen leben die Aussätzigen; ihre Häuser sind aus geflochtenem Rohr und keiner darf ihnen nahen. Die Bettler schleichen durch die Stadt und würgen ihr Brot mit den Hunden. Kannst du all dies denn ungeschehen machen? Willst du den Aussätzigen zu deinem Bettgenoß erwählen und den Bettler an deine Tafel setzen? Soll der Löwe tun, wie du gebeust, und sollen die wilden Eber dir gehorchen? Ist er, der das Elend schuf, nicht weiser als du? Darum rühme dich nicht um dessentwillen, was du getan. Nein, ich befehle dir, in das Schloß zurückzureiten und Freude über dein Angesicht zu breiten und deinen Leib mit der Gewandung, die einem König ziemt, zu kleiden. Und mit der güldenen Krone will ich dich krönen und das Perlenszepter will ich dir in die Hände legen. Deiner Träume aber gedenke nicht mehr. Die Not dieser Welt ist zu groß, als daß ein Mann sie tragen könnte, und der Kummer der Welt ist zu schwer, als daß ein Herz ihn leide."

„Sprichst du so in diesem Hause?" frug der junge König und er schritt am Bischofe vorbei und schritt die Stufen des Altars hinan und stand vor dem Bilde Christi.

Er stand vor dem Bilde Christi und zu seiner rechten Hand und auch zu seiner linken Hand

waren die herrlichen Goldgefäße, die Kelche voll gelben Weines und die Phiolen mit dem heiligen Öle. Er kniete nieder vor dem Bilde Christi und die hohen Kerzen brannten hell vor dem juwelenbesetzten Schreine und die Wolken des Weihrauches ringelten sich in schmalen blauen Kränzen durch den Dom. Er neigte das Haupt im Gebete und die Priester in ihren steifen Goldgewändern schlichen vom Altare fort.

Und plötzlich ertönte ein wildes Lärmen von der Straße her, und herein stürzten die Edelleute mit gezückten Schwertern und wehendem Federschmuck und Schilden aus blankem Stahl. „Wo ist dieser Träume-Träumer?“ riefen sie. „Wo ist dieser König, der wie ein Bettelmann einhergeht? Dieser Knabe, der Schmach über unser Land bringt? Wir wollen ihn töten. Denn wahrlich, er ist nicht würdig über uns zu herrschen.“

Und wieder beugte der König das Haupt und betete. Und da er sein Gebet beendet, stand er auf und wandte sich und blickte sie traurig an.

Und siehe! durch die gemalten Fenster strömte das Sonnenlicht auf ihn herab und die Sonnenstrahlen wanden um ihn ein Prunkgewebe, weit herrlicher als das Gewand, das seiner Lust gefertigt ward, und der tote Stab erblühte und trug Lilien, die weißer denn Perlen waren. Der trockene Dorn erblühte und trug Rosen, die röter waren denn Rubine. Weißer denn edle Perlen waren die Lilien, und ihre Stiele waren von

lichtem Silber. Röter als Blutrubinen waren die Rosen, und ihre Blätter waren aus getriebenem Golde. Er stand da in eines Königs Gewand und es war, als erfülle Gottes Herrlichkeit den Raum. Und die Heiligen schienen sich in den geschnitzten Nischen zu bewegen. Im Prunkgewande eines Königs stand er vor ihnen, und der Orgel entströmten Melodien, und die Trompeter bliesen auf ihren Trompeten, und die Sängerknaben sangen.

Das Volk aber sank vor Scheu in die Knie, und die Edelleute bargen die Schwerter und huldigten ihm. Und das Angesicht des Bischofs wurde bleich und seine Hand erzitterte: „Ein Größerer als ich hat dich gekrönet!“ rief er und er kniete vor ihm nieder.

Und der junge König stieg die Stufen des Hochaltares herab und schritt heimwärts, mitten durch die Menge. Kein Sterblicher aber wagte, ihm ins Angesicht zu schauen, denn es glich dem Angesichte eines Engels.

*

# Der Geburtstag der Infantin.

Es war der Geburtstag der Infantin. Just zwölf Jahre war sie alt geworden und die Sonne schien hell auf die Gärten des Palastes nieder. War sie auch eine wirkliche Prinzessin und Infantin von Spanien, so hatte sie alljährlich doch einen Geburtstag nur, ganz wie armer Leute Kinder. Deshalb war es denn auch für das ganze Land ein Ding von allerhöchster Wichtigkeit, daß ihr hiefür ein wirklich schöner Tag bescheret werde. Und ein wirklich schöner Tag war es gewiß.

Die langen gestreiften Tulpen streckten sich kerzengerade auf ihren Stielen gleich dichten Reihen von Soldaten und blickten verächtlich über das Gras hinweg auf die Rosen hin und sprachen: „Jetzt sind wir genau so prächtig wie ihr.“ Die purpurfarbenen Schmetterlinge schwirrten umher auf goldgestaubten Flügeln und statteten den Blumen, einer nach der anderen, Besuche ab. Die kleinen Eidechsen krochen aus den Mauerritzen und lagen da, im weißen Sonnenglast sich badend; und die Granatäpfel brachen auf und barsten unter der Glut und wiesen ihre blutendroten Herzen. Selbst die blassen, gelben Zitronen, die in solcher Fülle

3*

vom morschenden Geländer herab und längs dunkler Bogengänge hingen, schienen im herrlichen Sonnenscheine farbensatter, und die Magnolienbäume erschlossen ihre großen erdballrunden Blüten aus zartgespaltenem Elfenbein und erfüllten die Luft mit heißen, schweren Düften.

Das Prinzeßchen selbst ging mit seinen Gespielen die Terrasse auf und nieder und spielte Versteck hinter den runden Vasen aus Stein und den alten moosbewachsenen Statuen. An Alltags-Tagen war ihr nur gestattet, mit Kindern ihres eigenen Ranges zu spielen und sie mußte daher immer und immer alleine spielen. Ihr Geburtstag aber war ein ganz besonderer Tag, und der König hatte Befehl erteilt, daß sie alle jungen Freunde und Freundinnen, die ihr lieb, zu sich bitten dürfe, um mit ihnen fröhlich zu sein. Es lag eine würdevolle Anmut über diesen feingliedrigen spanischen Kindern, wie sie so umherhuschten, die Knaben mit ihren breitbefederten Hüten und kurzen flatternden Mänteln, die Mädchen mit langen Gewändern aus Brokat, deren Schleppe sie rafften, und riesigen Fächern aus Schwarz und Silber, mit denen sie die Augen vor der Sonne schützten. Doch die Anmutreichste von allen war die Infantin, die geschmackvollst, in der etwas beschwerlichen Mode jener Zeit, Geschmückte. Ihre Tracht war aus grauem Atlas. Der Rock und die weit-

gebauschten Ärmel waren mit schwerer Silberstickerei besetzt und das steife Mieder mit Reihen schöner Perlen. Zwei winzige Pantöffelchen mit großen, rosenfarbenen Rosetten guckten unter ihrem Kleide hervor, wenn sie schritt. Rosenfarbig und perlgrau war ihr mächtiger Gazefächer und im Haare, das wie ein Glorienschein verblichenen Goldes steif rund um ihr blasses Gesichtchen stand, trug sie eine schöne weiße Rose.

Aus einem Fenster des Palastes sah der tieftraurige, schwermutschwere König ihnen zu. Hinter ihm stand sein Bruder, Don Pedro von Aragonien, den er haßte und sein Beichtvater, der Großinquisitor von Spanien saß neben ihm. Trauriger noch denn sonst war der König. Denn da er auf die Infantin niedersah, die sich bald mit kindlicher Ernsthaftigkeit vor den versammelten Höflingen verneigte, bald hinter ihrem Fächer über die grimmige Herzogin von Albuquerque lachte, von der sie stets begleitet ward, mußte er der jungen Königin gedenken, ihrer Mutter, die — wie es ihm schien — vor erst gar nicht langem aus den frohen Landen Frankreichs gezogen gekommen und in der düsteren Pracht des spanischen Hofes hingewelkt war. Just sechs Monate nach der Geburt ihres Kindes war sie gestorben, noch ehe sie die Mandeln zum zweitenmale in den Gärten blühen sah oder des zweiten Jahres Frucht von dem alten, verkrüppelten Feigenbaume gepflückt hatte, der inmitten des nun-

mehr grasüberwachsenen Hofes stand. Also groß war seine Liebe für sie gewesen, daß er nicht litt, daß selbst das Grab sie ihm verberge. Sie war von einem maurischen Arzte einbalsamiert worden, dem man zum Lohn für diesen Dienst das Leben schenkte, das, wie die Leute sagten, wegen Ketzerei und Verdachtes schwerer Zauberkünste bereits dem heiligen Amte verfallen gewesen. Und noch ruhte ihr Leichnam auf der stickereibedeckten Bahre, in der schwarz marmorenen Kapelle, just so, wie ihn die Mönche hineingetragen hatten, an jenem windigen Märzentag vor schier zwölf Jahren. Einmal des Monats besuchte sie der König, in einen schwarzen Mantel gehüllt, eine verdunkelte Laterne in der Hand, kniete an ihrer Seite nieder und schluchzte: „Mi reina! Mi reina!“ Und bisweilen durchbrach er den Zwang der strengen Form, die in Spanien jede einzelne Lebenshandlung beherrscht und selbst dem Grame eines Königs Schranken setzt. Dann umklammerte er in wilder Schmerzensraserei die blassen, juwelenbedeckten Hände und versuchte, durch seine irren Küsse das kalte, bemalte Gesicht zum Leben zu erwecken.

Heute war ihm, als sähe er sie wieder wie er sie zum erstenmal im Schloß zu Fontainebleau gesehen, damals, als er selbst erst fünfzehn Jahre alt, und sie noch jünger war. Sie waren bei jener Gelegenheit durch den päpstlichen Nuntius in Gegenwart des französischen Königs und des

ganzen Hofstaates einander feierlich angelobt worden, und er war in den Escurial zurückgekehrt mit einer kleinen Locke gelben Haares und der Erinnerung an zwei kindliche Lippen, die sich niederbeugten, seine Hand zu küssen als er in den Wagen stieg.

Späterhin war dann die Hochzeit erfolgt, die man hastig in Burgos, einer kleinen, zwischen den zwei Ländern gelegenen Grenzstadt, vollzogen, und der große, öffentliche feierliche Einzug in Madrid, mit der üblichen Abhaltung der Hofmesse in der Kirche La Atocha, und ein außergewöhnlich prächtiges Autodafé, zu welchem die Geistlichkeit an nahezu dreihundert Ketzer, unter denen sich auch viele Engländer befanden, der weltlichen Gerichtsamkeit zur Verbrennung ausgeliefert hatte.

Wahrlich, er hatte sie wild geliebt und, wie viele dachten, zum Verderben seines Landes, das damals mit England um den Besitz der Herrschaft über die neue Welt im Kriege lag. Kaum je hatte er ihr gestattet, sich von seinem Angesichte zu entfernen. Ob ihres Liebreizes hatte er aller ernsten Staatsgeschäfte vergessen, scheinbar vergessen wenigstens. Und mit jener furchtbaren Blindheit, mit welcher Leidenschaft ihre Knechte schlägt, war es ihm entgangen, daß die auserlesenen Zeremonien, durch die er sie erheitern wollte, nur das seltsame Leid, an dem sie krankte, vertieften. Da sie starb, glich er

eine Zeitlang einem Geisteswirren. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß er öffentlich abgedankt und sich in das große Trappistenkloster Granadas, dessen Prior er dem Namen nach bereits war, zurückgezogen hätte, wäre nicht die Furcht gewesen, die ihm verbot, die kleine Infantin der Willkür seines Bruders zu überlassen, dessen Grausamkeit sogar in Spanien berüchtigt war, und den viele verdächtigen, den Tod der Königin mittelst eines Paares vergifteter Handschuhe bewirkt zu haben, das er ihr überreichte, da sie zu Gast auf seinem Schloß in Aragonien weilte. Selbst nach Ablauf der drei Jahre öffentlicher Trauer, die er laut königlichen Erlasses dem ganzen Lande vorgeschrieben hatte, duldete er nie, daß seine Minister ihm von einem neuen Bunde sprachen. Und als der Kaiser selbst zu ihm sandte und ihm die Hand der lieblichen Erzherzogin von Böhmen, seiner Nichte, zum Ehebündnis anbot, hieß er die Gesandten ihrem Herren melden: „Der König von Spanien sei bereits dem Leide angetraut. Und sei dieses auch nur eine unfruchtbare Braut, so liebe er es doch mehr denn alle Schönheit.“ — Eine Antwort, die seiner Krone die reichen Provinzen der Niederlande kostete, die kurz darauf auf Anstiften des Kaisers sich unter der Führerschaft einiger Fanatiker der reformierten Kirche wider ihn empörten.

Sein ganzes Eheleben, mit all seinen wilden

hellohenden Wonne und der furchtbaren Qual seines jähen Endes, schien ihm an diesem Tage wiedergekehrt, da er dem Spiele der Infantin auf der Terrasse zusah. Ihr Wesen trug den reizvollen Übermut zur Schau, der auch der Königin zu eigen gewesen. Das war die gleiche eigenwillige Art, den Kopf zu werfen, der gleiche stolz geschwungene, wunderbare Mund, das gleiche hinreißende Lächeln — wahrlich ein vrai sourire de France — wie sie so hin und wieder auf zum Fenster blickte oder ihre kleine Hand den stattlichen spanischen Granden zum Kusse hinhielt. Aber das helle Lachen tat seinen Ohren wehe, und das helle, schonungslose Sonnenlicht spottete seines Grames. Und ein dumpfer Geruch seltsamer Gewürze, wie man sie zum Hintanhalten der Verwesung nutzt, schien ihm — oder war es nur Wahn? — die reine Morgenluft zu trüben. Er barg das Antlitz in den Händen, und als die Infantin wieder nach oben sah, waren die Fenster verhängt und der König hatte sich zurückgezogen.

Sie zog eine kleine moue der Enttäuschung und zuckte die Achseln: Er hätte an ihrem Geburtstage doch wahrlich bleiben können. Was lag auch an den dummen Staatsgeschäften? Oder war er am Ende in die düstere Kapelle gegangen, worin Tag und Nacht die Kerzen brannten, und die sie selber nie betreten durfte? Wie töricht von ihm! Wo doch die Sonne so strah-

lend schien und jedermann so glücklich war. Überdies würde er nun das Schein-Stiergefecht versäumen, zu dem schon die Trompete lud, von dem Puppenspiele und den anderen Herrlichkeiten gar nicht zu reden. Ihr Onkel und der Großinquisitor waren viel vernünftiger. Die waren auf die Terrasse herausgekommen und hatten ihr niedliche Schmeicheleien gesagt. Sie warf das holde Köpfchen in den Nacken, ergriff Don Pedro bei der Hand und schritt bedächtig die Stufen nieder, einem langgezogenen Pavillon aus Purpurseide zu, den man am Ende des Gartens errichtet hatte. Die anderen Kinder folgten in strenger Rangordnung. Die die längsten Namen hatten, hatten auch den Vorrang.

*

Eine Reihe edler Knaben, phantastisch zu Toreadoren herausgeputzt, kam ihr entgegen, sie zu begrüßen. Und der junge Graf von Tierra-Nueva, ein wunderschöner Knabe von ungefähr vierzehn Jahren, der das Haupt mit der vollen Anmut eines geborenen Hidalgos und Granden Spaniens entblößte, führte sie feierlich hinan zu einem kleinen, vergoldeten Stuhle aus Elfenbein, der auf einer Erhöhung über der Arena stand. Die Kinder scharten sich im Kreise. Die großen Fächer in ihren kleinen Händen flatterten auf und nieder. Sie flüsterten. Don Pedro aber

und der Großinquisitor standen lachend am Eingange. Selbst die Herzogin — die Camereramajor nannte man sie — eine dünne Dame mit harten Zügen und einer gelben Halskrause, sah nicht so übellaunig wie gewöhnlich aus, und etwas gleich einem frostigen Lächeln huschte über ihr runzeliges Gesicht und zuckte um ihre dünnen, blutleeren Lippen.

Es war auch wahrhaftig ein ganz wunderbares Stiergefecht, viel schöner, fand die Infantin, als das ernsthafte Stiergefecht, zu dem man sie einmal in Sevilla gelegentlich eines Besuches geführt, den der Herzog von Parma ihrem Vater abgestattet hatte. Einige der Knaben sprengten auf reich behängten Steckenpferden umher und schleuderten lange Wurfspieße, daran lustige Streifen heller Bänder flatterten. Andere waren zu Fuße und schwangen ihre scharlachenen Mäntel ihrem Stier entgegen und setzten behende über die Schranken, wenn er auf sie losging. Auch der Stier gebärdete sich ganz wie ein ernsthafter Stier, obgleich er nur aus Weidengeflecht und gespannter Haut bestand, und bisweilen hartnäckig auf seinen Hinterbeinen die Runde um die Arena machte, was sich ein lebender Stier auch nicht im Traum einfallen läßt. Er lieferte ein prächtiges Gefecht und die Kinder wurden so aufgeregt, daß sie auf die Bänke sprangen, mit Spitzentaschentüchern winkten und „Bravo, Toro! Bravo, Toro!“ just so

verständnisvoll riefen, als wären sie erwachsene Leute. Schließlich aber, nach einem langen Kampfe, währenddessen einige der Steckenpferde durch und durch durchbohrt und ihre Reiter abgeschleudert wurden, zwang der junge Graf von Tierra-Nueva den Stier nieder auf die Knie und tauchte — nachdem er von der Infantin Erlaubnis erhalten hatte, ihm den coup de grâce zu geben — sein Holzschwert so heftig in den Hals des Tieres, daß er den Kopf vom Rumpfe trennte und das lachende Gesichtchen des kleinen Monsieur de Lorraine sichtbar wurde, dessen Vater Frankreichs Gesandter in Madrid war.

Dann wurde die Arena unter großem Beifallslärmen geräumt, und die toten Steckenpferde von zwei maurischen Pagen in gelben und schwarzen Livréen weggeschleppt. Und nach einer kurzen Pause, über deren Dauer ein französischer Seiltänzer auf dem straffen Seil weghalf, traten italienische Drahtpuppen auf, in der semi-klassischen Tragödie „Sophonisbe", auf der Bühne eines kleinen Theaters, das man zu diesem Zwecke aufgeschlagen hatte. Sie spielten so gut, und ihre Gebärden waren so überaus natürlich, daß am Schluß der Vorstellung die Augen der Infantin feucht von Tränen waren. Einige der Kinder weinten heftig und mußten mit Süßigkeiten getröstet werden. Ja, der Großinquisitor selbst fühlte sich so ergriffen, daß er Don Pedro gegenüber die Bemerkung nicht

unterdrücken konnte, es erschiene ihm höchst unstatthaft, daß solche Geschöpfchen aus Holz und färbigem Wachse, die man doch rein mechanisch an Drähten zog, so unglücklich sein und von so fürchterlichem Mißgeschick betroffen werden dürften.

Ein afrikanischer Gaukler folgte. Er trug einen großen, flachen Korb herein, der mit einem roten Tuche überdeckt war, stellte ihn inmitten der Arena nieder und zog aus seinem Turban eine seltsame Flöte aus Rohr, auf der er blies.

Da begann sich das Tuch nach wenigen Augenblicken zu regen. Und als die Flöte schriller und schriller rief, streckten zwei grüngüldenschimmernde Schlangen die wunderlichen flachgedrückten Köpfe hervor, richteten sich langsam auf und wiegten sich hin und wider auf den Klängen der Musik, wie sich Pflanzen auf den Wassern wiegen. Den Kindern aber schufen die fleckigen Hauben und schnellzüngelnden Zungen nichts als Angst. Und sie waren es gar wohl zufrieden als der Gaukler jene entfernte und dann einen winzigen Orangenbaum aus dem Sande hervorwachsen ließ, der hübsche weiße Blüten trug und daneben Büschel wirklicher Früchte. Und als er den Fächer der kleinen Tochter des Marquis de Las Torres nahm und ihn in ein Blau-Vögelchen verwandelte, das den Pavillon zwitschernd umkreiste, kannten ihre Wonne und ihr Erstaunen keine Grenzen mehr.

Auch das feierliche Menuett, das Tänzerknaben der Kirche von Nuestra-Sennora-del-Filar tanzten, war entzückend. Die Infantin hatte nie vorher diese wunderbare Zeremonie gesehen, die alljährlich einmal zur Maienzeit vor dem Hochaltar der Jungfrau und ihr zu Ehren stattfindet. Hatte doch überhaupt kein Mitglied der königlichen Familie Spaniens je die große Kathedrale zu Saragossa betreten, seit dereinst ein wahnsinniger Priester, von dem viele sagten, er habe im Solde Elisabeths von England gestanden, versucht, dem Prinzen von Aragonien eine vergiftete Hostie zu reichen. Nur vom Hörensagen kannte sie den Tanz unserer Lieben Frau, wie man ihn nannte. Der aber bot ein gar herrlich Bild. Die Knaben trugen altmodische Hofgewänder aus weißem Sammet und ihre merkwürdigen dreispitzigen Hüte waren silbergefranst und von riesigen Straußenfederwedeln überschattet. Wie sie sich so im Sonnenlichte hin und her bewegten, trat die blendende Weiße ihrer Gewandung durch den Widersatz zu ihren goldgebräunten Gesichtern und ihren langen schwarzen Haaren nur noch mehr hervor. Da war auch nicht einer, den nicht der würdevolle Ernst, mit dem sie durch die verschlungenen Figuren des Tanzes glitten, und die auserlesene Anmut ihrer langsamen Gebärden und stolzen Verbeugungen bezaubert hätte. Und als sie die Vorstellung beendet und ihre großen Federhüte

tief vor der Infantin gesenkt hatten, nahm diese ihre Huldigung mit viel Höflichkeit entgegen und tat ein Gelübde, daß sie unserer Lieben-Fraue-vom-Pfeiler zum Dank für das Vergnügen, so sie ihr gewährt, eine mächtige Wachskerze stiften wolle.

Eine Schar hübscher Ägypter, wie man in jenen Zeiten die Zigeuner nannte, betrat nach jenen die Arena. Sie ließen sich mit gekreuzten Beinen in der Runde nieder und begannen gedämpft die Zither zu schlagen. Ihre Körper folgten weichwiegend den Melodien, und sie sangen schier unhörbar ein leises, träumerisches Lied. Als sie Don Pedros gewahr wurden, furchten sie finster die Stirne und auf den Gesichtern etlicher malten sich Abscheu und Entsetzen: hatte er doch vor wenigen Wochen erst zweie ihres Stammes um Zauberei auf dem Marktplatz von Sevilla hängen lassen. Die süße Infantin aber entzückte sie, wie sie sich so rückwärts lehnte und mit ihren großen blauen Himmelsaugen über den Fächer hinweg sah; und es war ihnen, als könne eine, die allso lieblich sei, doch wahrlich niemals gegen eine Menschenseele grausam sein. So spielten sie ganz leise immer, immer zu, die Saiten ihrer Zithern mit den langen spitzen Nägeln kaum berührend, und ihre Köpfe nickten langsam, langsam, als wollten sie in Schlaf versinken. Da plötzlich aber sprangen sie mit einem Schrei — der so wild klang,

daß alle Kinder erschraken, und Don Pedros Hand nach dem Achatknopf seines Dolches fuhr — auf die Füße, wirbelten in tollem Kreistanz rund um die Arena, schlugen das Tamburin und sangen in den tiefen seltsamen Tönen ihrer Sprache irgendein wildes Liebeslied. Auf ein zweites Zeichen dann warfen sie sich wiederum zu Boden und lagen reglos stille da, während nichts das Schweigen brach, denn dumpfes Zitherstöhnen. Nachdem sie dies mehrmals wiederholt hatten, verschwanden sie für einen Augenblick und kehrten mit einem braunen, zottigen Bären an einer Kette zurück und trugen auf ihren Schultern ein paar kleine Berberaffen. Der Bär stand mit tiefem Ernste auf dem Kopfe, und die Äffchen mit den runzligen Gesichtern führten allerlei lustige Streiche mit zwei Zigeunerkindern auf, die ihre Herren zu sein schienen. Sie fochten mit winzigen Schwertern, feuerten Gewehre ab und machten dann eine regelrechte Soldatenübung durch, just wie des Königs höchsteigene Leibgarde. Die Zigeuner waren wirklich ein großer Erfolg!

Aber den heiteren Teil der ganzen Morgenunterhaltung bildete zweifellos der Tanz des kleinen Zwerges. Wie er so, auf krummen Beinchen wackelnd, in die Arena stolperte und seinen schweren ungestalteten Kopf von einer Seite zur anderen warf, brachen die Kinder in einen lauten Schrei des Entzückens aus, und die Infantin

selber lachte so laut, daß die Camerera sich verpflichtet fühlte, sie daran zu mahnen, daß es in Spanien wohl manche Fälle schon gegeben habe, allwo eines Königs Tochter vor ihresgleichen in Tränen ausgebrochen sei, aber nie noch einen, allda eine Prinzessin von königlichem Geblüte so tolle Lustbarkeit bezeugt vor solchen, die niedriger geboren als sie. Der Zwerg selbst aber war einfach ganz unwiderstehlich. Und selbst am spanischen Hofe — der stets ob der Kultur berühmt war, die in seiner Leidenschaft für Grauenvolles lag — hatte man nie ein so phantastisch-scheußliches Klein-Ungeheuer gesehen. Zudem war es sein Debut. Er war am vorhergehenden Tage erst entdeckt worden. Zwei Granden, die in einem entlegenen Teile des dichten Korkeichenwaldes jagten, der die Stadt umgab, hatten ihn durch Zufall aufgestöbert, da er wild im Walde umhertollte. Und diese hatten ihn als Überraschung für die Infantin in den Palast gebracht. War doch sein Vater, ein armer Kohlenbrenner, herzlich froh, eines so häßlichen und nutzlosen Kindes ledig zu werden. Das Belustigendste an ihm war wohl die völlige Ahnungslosigkeit, die er seiner eigenen Lächerlichkeit gegenüber an den Tag legte! Ja, noch mehr, er schien ganz glücklich und voll der besten Laune zu sein. Wenn die Kinder lachten, lachte er mit, frei und fröhlich wie ihrer eins, und nach jedem Tanze machte er

vor jedem eine höchst possierliche Verbeugung, lächelte und nickte ihnen zu, ganz als wäre er ihresgleichen und nicht ein kleines mißgestaltetes Geschöpf, das die Natur in einer tollen Laune zum Weltgespött geformt hatte. Vollends bezauberte die Infantin ihn. Er konnte die Augen nicht von ihr wenden und schien für sie nur zu tanzen. Und als sie zum Schluß der Vorstellung die schöne weiße Rose aus ihrem Haare löste, — sich erinnernd, daß sie gesehen hatte, daß die großen Damen des Hofes es also mit dem berühmten italienischen Tenore Caffarelli machten, den der Papst aus seiner eigenen Kapelle nach Madrid gesandt, auf daß er die Schwermut des Königs durch die Süße seiner Stimme heile — und ihm dieselbe über die Arena hin mit ihrem lieblichsten Lächeln zuwarf, teils zum Scherze und teils um die Camerera zu ärgern, faßte er die ganze Sache sehr ernsthaft auf, drückte die Blume an seine braunroten, schwulstigen Lippen, legte die Hände aufs Herz und beugte das Knie vor ihr, wobei er von einem Ohr zum andern grinste und ihr freudefunkelnde Blicke aus den kleinen Äuglein zuwarf.

Dies erschütterte die Ernsthaftigkeit der Infantin so sehr, daß sie hellauf lachte und lachte und immer noch lachte, als der kleine Zwerg schon längst aus der Arena hinausgelaufen war. Auch drückte sie ihrem Onkel den Wunsch aus,

man möge den Tanz doch auf der Stelle wiederholen lassen. Die Camerera jedoch entschied, unter dem Vorwande, die Sonne sei zu heiß: daß es für Ihre Hoheit besser sei, unverzüglich in den Palast zurückzukehren, wo man bereits ein wundervolles Fest für sie bereitet habe, bei dem auch ein wirklicher Geburtstagsluchen nicht fehle, der mit ihren Initialen und farbigem Zucker überzogen sei und über dem eine hübsche kleine Silberflagge wehe. Dementsprechend erhob sich die Infantin mit großer Würde und ging in ihre Gemächer zurück, nachdem sie den Befehl erteilt, daß nach der Siestastunde der kleine Zwerg von neuem vor ihr tanzen sollte und dem jungen Grafen von Tierra-Nueva ihren Dank für den reizenden Empfang übermittelt hatte. Die Kinder folgten ihr, in derselben Reihenfolge, in der sie gekommen waren.

Da nun der kleine Zwerg vernahm, daß er ein zweites Mal vor der Infantin, noch dazu ihrem eigenen ausdrücklichen Wunsch entsprechend, tanzen solle, war er so über alle Maßen stolz, daß er in den Garten hinauslief, die weiße Rose in überströmender Freude wieder und wieder küßte und die ungeschlachtesten und linkischsten Gebärden des Entzückens machte.

Die Blumen waren höchst entrüstet, daß er wagte, sich in ihr schönes Heim zu drängen. Und wie sie ihn so auf den Wegen hin und herspringen und in allso lächerlicher Weise die Arme

4*

über dem Kopfe schwingen sahen, vermochten sie wahrhaftig nicht länger, ihren Gefühlen Zwang anzutun.

„Er ist meiner Treu doch allzu häßlich, als daß er da, wo wir sind, spielen dürfte," riefen die Tulpen.

„Er sollte Mohnsaft trinken und sich zu tausendjährigem Schlafe legen," sprachen die großen Scharlachlilien und ereiferten und erhitzten sich nicht wenig darob.

„Er ist einfach ein Scheusal," schrie der Kaktus. „Sehet nur, wie verkümmert und verstümmelt er ist! In welchem Mißverhältnisse sein Kopf zu seinen Füßen steht! Weiß Gott, mir wird ganz stachelig zumute. Kommt er mir nahe, will ich ihn tüchtig mit meinen Dornen stechen."

„Und dabei hat er sich wahrhaftig eine meiner schönsten Blüten angeeignet," rief der weiße Rosenbusch. „Ich habe sie selber der Infantin als Geburtstagsgeschenk gegeben. Er hat sie ihr gestohlen." Und sie schrien so laut sie nur konnten: „Dieb! Dieb! Dieb!"

Selbst die roten Geranien, die für gewöhnlich gar nicht stolz taten und von denen man wußte, daß sie eine Menge armer Verwandter hätten, zogen sich voll Abscheu zurück, da sie ihn erblickten. Und als die Veilchen in aller Bescheidenheit bemerkten, daß er wohl furchtbar häßlich, daran aber doch unschuldig sei, betonten

sie mit viel Vernunft: daß ja eben gerade dies sein Hauptfehler sei, und daß kein Grund vorliege, jemanden zu bewundern, bloß weil er unverbesserlich. Und wirklich kam es selbst einigen der Veilchen zu Bewußtsein, daß die Häßlichkeit des kleinen Zwerges recht aufdringlich war, und daß es weit besseren Geschmack bekundet, wenn er Trauer oder zumindest Nachdenklichkeit zur Schau getragen hätte, anstatt so lustig herumzuhüpfen und sich in solch absonderlichen und albernen Stellungen zu gefallen.

Die alte Sonnenuhr jedoch, die eine sehr hervorragende Persönlichkeit war und einst die Stunde des Tages keinem Geringeren denn Kaiser Karl V. höchstselbst vorgeschrieben hatte, war über das Aussehen des kleinen Zwerges so entsetzt, daß sie beinahe vergessen hätte, zwei vollen Minuten mit ihren langen Schattenfingern den Platz anzuweisen, und sich dem großen, milchweißen Pfauen gegenüber, der sich auf der Balustrade sonnte, nicht der Bemerkung enthalten konnte: es wisse doch jeder, daß die Kinder eines Königs Könige wären, und daß die Kinder eines Kohlenbrenners eben Kohlenbrenner seien. Und daß es töricht, zu behaupten, dem sei nicht so. Eine Feststellung, welcher der Pfau seine volle Zustimmung gab, und der gegenüber er sein „Gewiß! Gewiß!“ so laut und schrill hervorstieß, daß die Goldfische, die im Becken der kühlplätschernden Fontaine wohn-

ten, die Köpfe aus dem Wasser reckten und die großen, steinernen Tritonen fragten, was in aller Welt es denn da gäbe.

Doch wie immer. Die Vögel liebten ihn. Sie hatten ihn oft im Wald gesehen, wie er elbgleich dem wirbelnden Blattwerk nachhuschte, oder auch sich in die Höhlung eines alten Eichenbaumes verkroch und seine Nüsse mit den Eichhörnchen teilte.

Sie nahmen ihm seine Häßlichkeit nicht im geringsten übel. War doch selbst die Nachtigall, die in den Orangenhainen so süß flötete, daß sich der Mond bisweilen niederbeugte, um zu lauschen, schließlich nur ein unansehnliches Persönchen. Auch war er stets gütig gegen sie gewesen; und während jenes fürchterlich grimmen Winters, als es gar keine Beeren mehr auf den Bäumen gab und der Boden stahlhart war und die Wölfe bis vor die Stadtmauern Nahrung suchen kamen, hatte er ihrer nicht ein einziges Mal vergessen, sondern ihnen stets die Krumen seiner kleinen schwarzen Brotrinde gegeben und allweil mit ihnen geteilt, wie ärmlich auch sein Frühstück war.

Drum flogen sie in der Runde um ihn her, streiften im Flug ganz leise seine Wangen mit den Flügeln und schwätzten mit einander. Und der kleine Zwerg war des Glückes so voll, daß er sich nicht enthalten konnte, ihnen die schöne weiße Rose zu zeigen und ihnen zu erzählen,

daß ihm die Infantin selber sie geschenkt, weil sie ihn liebe!

Sie verstanden kein Sterbenswort von alledem, was er sagte. Aber das tat nichts, denn sie legten die Köpfchen schief und setzten verständnisvolle Mienen auf, was ganz denselben Zweck erfüllt wie wirkliches Verstehen und viel leichter ist.

Auch die Eidechsen faßten eine große Vorliebe für ihn. Und da er des Laufens müde war und sich ins Gras warf, um zu ruhen, spielten und krochen sie alle auf ihm herum und versuchten, ihn nach bestem Wissen zu unterhalten. „Es kann nicht jeder so schön wie eine Eidechse sein," riefen sie. „Das wäre zuviel verlangt. Und, mag es auch töricht klingen, so über die Maßen häßlich ist er gar nicht. Natürlich muß man die Augen schließen und darf ihn nicht anschauen." Die Eidechsen waren geborene Philosophen und hockten oft stundenlang beisammen über einem Gedanken, wenn ansonsten nichts zu tun war, oder wenn ihnen das Wetter zu regnerisch schien, um auszugehen.

Die Blumen jedoch waren sehr verstimmt über das Benehmen jener und das Benehmen der Vögel.

„Dies zeigt nun wieder," sagten sie, „welch verpöbelnde Wirkung dieses unaufhörliche Umherfliegen und Herumlaufen hat. Wohlerzogene Leute halten sich stets still an ihrem Platz, wie

wir. Uns hat noch niemand die Wege auf und niederhüpfen oder wie toll im Grase hinter den Wasserjungfrauen herjagen gesehen. Tut uns Luftveränderung not, so senden wir um den Gärtner, und er trägt uns auf ein anderes Beet. So ist es geziemend — und so sollte es sein. Aber Vögel und Eidechsen haben für Ruhewürde kein Verständnis. Die Vögel haben ja nicht einmal eine ständige Adresse. Sie sind die reinsten Vagabunden, wie Zigeuner, und man sollte sie behandeln wie jene."

So streckten sie die Nase in die Luft und blickten hoch-hochmütig drein und waren best-erfreut, da sie nach einiger Zeit gewahrten, wie sich der kleine Zwerg vom Gras aufraffte und über die Terrasse weg dem Palast zuschritt.

„Man sollte diese Sehenswürdigkeit wahrhaftig hinter Schloß und Riegel halten, so lange sie lebendig ist," sprach sie. „Schaut doch nur diesen Höcker und die krummen Beinchen an!" Und sie kicherten alle mitsammen.

Der kleine Zwerg aber wußte von alldem nichts. Er hatte die Vögel und Eidechsen unendlich lieb und fand, daß die Blumen die herrlichsten Geschöpfe der Welt seien. Natürlich die Infantin ausgenommen. Doch die hatte ihm ja die schöne weiße Rose geschenkt. Die liebte ihn! Und das zog einen himmelhohen Unterschied. Wie er doch wünschte, er wäre ihr gefolgt! Sie hätte ihn zu ihrer Rechten gesetzt

und ihn angelächelt, und er wäre nie von ihrer Seite gewichen, sondern ihr Genosse geworden und hätte sie allerlei holde Spiele gelehrt. Denn wenn er auch noch nie zuvor in einem Palaste gewesen, so wußte er doch eine Menge gar wunderbarer Dinge. Er konnte aus Binsen kleine Käfige bauen, in denen die Grashüpfer sangen, und konnte aus langstieligem Rohr die Flöte schneiden, die Pan zu hören liebt. Er kannte jedes Vogels Schrei und konnte den Star vom Baumwipfel locken oder den Reiher aus dem Sumpf. Er verstand die Spur jedes Tieres und ersah aus den leisen Stapfen der Füße den Lauf des Hasen und aus den zertretenen Blättern den Weg des Ebers. Alle Tänze des Windes kannte er — den tollen Tanz im roten Gewande mit dem Herbste, den leichten Tanz in blauen Sandalen hin über das Korn, ihr en Tanz mit weißen Schneekränzen im W att, r und den Blütentanz durch die Gärten im Lenze. Er wußte, wo die Waldtauben ihr Nest bauen; und einst, als ein Vogelsteller die älteren Vögel weggefangen, hatte er die Jungen selber aufgezogen und ihnen in der Höhlung einer zerspaltenen Ulme einen kleinen Schlag gebaut. Sie waren ganz zahm und es gewohnt, ihm jeden Morgen aus der Hand zu fressen. Die würden ihr gefallen, und auch die Kaninchen, die in dem hohen Farrenkraut umherliefen und die Holzhäher mit ihren stählernen Federn und schwarzen Schnä-

beln und die Igel, die sich in Stachelballen aufrollen konnten und die großen weißen Schildkröten, die langsam herumkrochen, die Köpfe schüttelten und an den jungen Blättern nagten. Ja, gewiß, in den Wald mußte sie kommen und dort spielen mit ihm. Dort wollte er ihr sein eigen Bettlein geben und bis zum Morgengrauen Wache vor dem Fenster halten, damit das wilde Hornvieh ihr nicht Schaden tat und auch die hageren Wölfe der Hütte nicht zu nahe krochen.

Beim Morgengrauen aber würde er dann an die Laden klopfen und sie wecken und sie würden hinausziehen und mit einander tanzen, solange der Tag schien. Es war im Walde wirklich gar nicht einsam. Bisweilen ritt ein Bischof durch, auf seinem weißen Maultier und las in einem schöngemalten Buche. Bisweilen zogen auch in ihren grünen Sammetmützen und ihren Wämst," aus gegerbtem Hirschleder die Falkoniere vorbei, mit bekappten Falken auf der Faust. Zur Winzerzeit kamen die Traubentreter mit purpurroten Händen und Füßen und trugen Kränze von glattem Efeu und tropfende Schläuche voll Wein. Und die Köhler saßen nachts rings um ihre riesigen Feuerpfannen und sahen die trockenen Klötze langsam im Feuer zu Asche kohlen, in der sie dann Kastanien brieten. Und die Räuber schlüpften aus ihren Höhlen und trieben Kurzweil mit ihnen. Einmal hatte er auch eine schöne Prozession gesehen, die sich

den langen staubigen Weg gen Toledo aufwärts wand. Die Mönche schritten unter lieblichem Gesange voran und trugen helle Fahnen und Kreuze aus Gold. Ihnen folgten in silberner Rüstung mit Luntenschloß und Pieke Krieger. Und in deren Mitte schritten drei barfüßige Männer in wunderlichen, gelben Gewändern, die allüber mit seltsamen Zeichen bemalt waren, und die in Händen brennende Kerzen trugen. Gewiß, es gab gar viel zu schauen hier im Walde. Und war sie müde, so wollte er schon eine weiche Moosbank für sie finden, oder sie auf seinen Armen dahin tragen. Denn er wußte sich stark, wenngleich er wußte, daß er nicht hoch gewachsen war. Er würde ihr ein Halsgeschmeide von roten Heckenrosenbeeren machen, das gerade so hübsch sein würde, wie die weißen Beeren, mit denen ihr Kleid bestickt war, und wenn sie deren satt, brauchte sie sie nur wegzuwerfen je nach Lust, er würde ihr schon andere suchen. Eichelschalen würde er ihr bringen und taubetropfte Anemonen und winzige Glühwürmchen als Sterne in das bleiche Gold ihres Haares.

*

Wo aber war sie? Er frug die weiße Rose, und sie gab ihm nicht Bescheid. Der ganze Palast schien schlafumfangen. Selbst da, wo die Läden nicht geschlossen waren, hatte man

die Fenster mit schweren Vorhängen verhängt, um dem Sonnenglast Eingang zu wehren. Er wanderte auf und nieder, nach einer Stelle spähend, allwo er sich Einlaß erzwingen könnte, und erblickte endlich eine kleine, verborgene Türe, die offen stand. Er schlüpfte durch und fand sich in einer farbenprächtigen Halle, viel farbenprächtiger — fürchtete er — als selbst der Wald. — Sah er doch Gold, wohin er blickte. Auch der Boden, den die Füße traten, war aus großen bunten Steinen gebildet, die sich zu regelmäßigem Linienspiele fügten. Aber die kleine Infantin sah er nicht, nur ein paar wunderschöner, weißer Statuen, die von ihren Jaspis-Piedestalen auf ihn niedersahen, mit traurigen leeren Augen und seltsam-lächelnden Blicken.

Am Ausgange des Saales hing ein reichgestickter Vorhang aus schwarzem Sammet, der mit Sonnen und Sternen, den Lieblingsblumen des Königs, übersäet und auf jene Farbe gestickt war, die er vor allem liebte. Vielleicht verbarg sie sich dahinter. Er wollte es jedenfalls versuchen.

So stahl er sich leise hin und zog ihn beiseite. Nein, es war nur ein anderes Zimmer; ein hübscheres freilich, dachte er, als das, was er eben verlassen. Die Wände waren mit nadelgefertigter Arrasstickerei behängt, die in vielen Gestalten eine Jagd darstellte und das Werk eines spanischen Künstlers war, der mehr als

sieben Jahre daran geschaffen hatte. Sie hing einst im Gemache von Jean — Le Fou, wie man ihn nannte —, jenes wahnsinnigen Königs, der die Jagd so leidenschaftlich liebte, daß er oft in seinem Wahn versucht hatte, die sich bäumenden Riesenpferde an der Wand zu besteigen und den Hirsch niederzuzwingen, auf den die Riesenhunde sprangen; der ins Jagdhorn stieß und mit seinem Dolche nach der bleichen fliehenden Hindin stach. Jetzt wurde sie im Ratsaale benützt, und auf dem Tische, der in der Mitte stand, lagen die roten Mappen der Minister, die mit den goldenen Tulpen Spaniens gestempelt waren und mit den Wappen und Emblemen des Hauses Habsburg.

Der kleine Zwerg blickte verwundert um sich und wagte kaum, weiter zu schreiten. Die seltsam-schweigsamen Reiter, die so behende und lautlos durch das Dickicht jagten, schienen ihm gleich jenen furchtbaren Phantomen, von denen er die Köhler hatte reden hören, jenen Comprachos, die des Nachts nur jagen und menschliche Wesen, die sie treffen, in Hindinnen verwandeln und verfolgen. Dann aber dachte er an die hübsche Infantin und faßte Mut. Er wollte sie allein antreffen und ihr sagen, daß auch er sie liebe. Vielleicht war sie im Gemache nebenan. Er lief über die weichen, maurischen Teppiche, und öffnete die Türe. Doch auch hier war sie nicht. Das Gemach stand ganz leer.

Es war ein Throngemach, das zum Empfang fremder Gesandter diente, wenn der König, was in letzter Zeit allerdings nur selten geschah, höchstselbst sie zu empfangen geruhte. Dasselbe Gemach, in welchem vor vielen Jahren Botschafter Englands erschienen waren, um ein Ehebündnis zwischen ihrer Königin, damals eine der katholischen Herrscherinnen Europas, mit dem ältesten Sohne des Kaisers einzuleiten. Die Tapeten waren aus vergoldetem Cordova-Leder, und ein schwervergoldeter Kronleuchter mit Armen, die dreihundert Wachslichter zu tragen vermochten, hing von der schwarz und weißen Decke herab. Unter einem großen Thronhimmel aus Goldstoff, auf dem die Löwen und Türme Castiliens, Perle an Perle, eingestickt waren, stand der Thron selbst, mit einem reichen Tuch aus schwarzem Sammet verhangen, das mit Silbertulpen besetzt und mit Silber und Perlen gar reich umsäumet war. Auf der zweiten Stufe des Thrones stand der Knieschemel der Infantin, mit seinen Kissen aus silbergewebtem Zeuge. Und tiefer noch als der, und außerhalb des Schattenwurfs des Thronhimmels, stand der Stuhl des päpstlichen Nuntius, der allein das Recht besaß, in des Königs Gegenwart zu sitzen, wenn eine der öffentlichen Feierlichkeiten vor sich ging, und dessen Kardinalshut mit seinen verschlungenen, scharlachroten Troddeln auf einem purpurroten Tabourette davor lag. An

der Wand, dem Throne gegenüber, hing ein lebensgroßes Bildnis Karls V., im Jagdgewande, mit einer großen Dogge ihm zur Seite; und ein Bild Philipps II., wie er die Huldigung der Niederlande entgegennimmt, deckte die Mitte der anderen Wand. Zwischen den Fenstern stand ein Schrank aus schwarzem Ebenholze, mit Elfenbeinplatten eingelegt, worein die Gestalten aus Holbeins Totentanz geschnitten waren — von jenem großen Künstler selbst — wie viele wissen wollten.

Dem kleinen Zwerge aber galt all diese Pracht nichts. Für alle Perlen auf dem Baldachine hätte er seine weiße Rose nicht hingegeben. Nicht ein weißes Blütenblatt seiner Rose, nicht um den Thron selbst damit zu erkaufen. Sein Sinnen galt nur einem, einem: die Infantin sehen, ehe sie hinabging in das Zelt. Sie bitten, mit ihm fortzugehen, sobald er seine Tänze beendet haben würde. Hier im Palaste war die Luft dumpf und stickig, doch im Walde blies frei der Wind und schob der Sonnenschein mit ewig regen Händen von Gold die zitternden Blätter beiseite. Auch Blumen gab es ja im Walde, Blumen, die vielleicht weniger prunkvoll als jene im Garten waren, die dafür aber um so lieblicher dufteten. Im Frühling Hyazinthen, die mit wogendem Purpur die kühlen Täler und grasreichen Hügel überdeckten; gelbe Primeln, die in kleinen Büscheln rund um die knorrigen

Wurzeln der Eichen nisteten. Helles Schellkraut und blauen Ehrenpreis und gold- und fliederfarbene Schwertlilien. Graue Kätzchen hingen an den Haselstauden und der Fingerhut trug schwer an dem Gewichte seiner gesprenkelten, bienenbelebten Kämmerchen. Die Kastanie wiegte Türme weißer Sterne und der Hagedorn seine bleichen Schönheitsmonde. Ja, kein Zweifel: sie würde mit ihm kommen, wenn er sie nur finden könnte! Sie würde mit ihm ziehen in den holden Wald und den ganzen lieben Tag lang würde er tanzen zu ihrem Vergnügen.

Ein Lächeln leuchtete bei dem Gedanken in seinen Augen auf. Und er betrat das nächste Gemach.

Von allen Gemächern war dies das hellste und schönste. Die Wände waren mit rosageblümtem Lucca-Damast bekleidet, auf dem sich Vögelmuster reihten, und mit kleinen Silberblüten bestreut. Die Einrichtung war aus schwerem Silber, mit blühenden Kränzen behangen und schwebenden Liebesgöttern. Vor den beiden Kaminen standen mächtige Schirme, papageien- und pfauenüberstickt. Und der Flur, aus grünem Onyx, schien sich in weite Fernen hinzudehnen.

Auch war er nicht alleine: Unter dem Schatten der Türe, am äußersten Ende des Raumes, erblickte er eine schmächtige Gestalt, die ihn ansah. Sein Herz erbebte. Ein Freudenschrei

rang sich von seinen Lippen, und er trat ins helle Sonnenlicht hinaus. Nun, da er schritt, schritt auch die Figur. Und nun sah er sie genau.

Die Infantin, ja! Ein Scheusal war es, das widerlichste Scheusal, das er je erblickt. Nicht geradegewachsen, wie alle anderen Leute, nein! höckerig und krummbeinig, mit großem wackelnden Kopfe und schwarzer Haaresmähne. Der kleine Zwerg blickte finster, und auch das Scheusal blickte finster. Er lachte, und es lachte mit ihm und stemmte die Hände in die Hüften, just wie er selber tat.

Er verneigte sich höhnisch, und es machte ihm eine tiefe Verbeugung zurück. Er ging darauf zu und es kam ihm entgegen, jeden Schritt nachahmend, den er schritt; innehaltend, wenn er selber innehielt. Er schrie vor Entzücken laut auf und lief vorwärts und streckte die Hand aus: Und die Hand des Scheusals berührte die seine, und sie war kalt wie Eis. Ihn lähmte Angst, und er hob die Hand: Und die Hand des Scheusals folgte hurtig der seinen. Er versuchte, weiter zu gehen; aber etwas Glattes und Hartes tat ihm Einhalt. Das Gesicht des Scheusals war nun dicht vor seinem eigenen und Entsetzen stand darauf geschrieben. Er strich sich das Haar aus der Stirn: es ahmte ihm nach. Er schlug danach: und es gab Schlag für Schlag zurück. Er spie es an: und es kehrte ihm scheuß-

liche Fratzen zu. Er fuhr zurück: und es entfernte sich.

Was war das? Einen Augenblick besann er sich, dann blickte er rings im Gemache herum. Seltsam: Alles schien sein Doppelbild in dieser unsichtbaren Mauer durchsichtigen Wassers zu besitzen. Ja, Bild für Bild wiederholte sich und Ruhesitz um Ruhesitz. Der schlafende Faun, der im Alkoven neben der Türe lag, hatte seinen Zwillingsbruder, der schlummerte; und die silberne Venus, die im Sonnenlichte stand, streckte die Arme nach einer Venus aus, die gleich hold anzusehen war wie sie.

Trieb Echo hier sein Spiel? Er hatte ihr einst im Tale zugerufen und sie hatte ihm Wort für Wort rückgeschleudert. War's möglich, daß sie das Auge höhnte, wie sie die Stimme verspottete? War's möglich, daß sie eine Scheinwelt herzauberte, die der wirklichen so völlig glich? War's möglich, daß die Schatten der Dinge Farbe und Leben besitzen und Bewegung? War's möglich, daß —? Er zuckte zusammen, dann nahm er die liebliche, weiße Rose von der Brust, wandte sich um und küßte sie. Das Scheusal hatte auch eine Rose, Blatt für Blatt der seinen gleich! Es küßte sie mit gleichen Küssen und preßte sie mit schrecklichen Gebärden an das Herz.

Da ihm die Wahrheit grell vor Augen trat, stieß er einen wilden Schrei der Verzweiflung

aus und warf sich schluchzend auf den Flur. Er also war es, der mißgeformt, ein Krüppel war, häßlich anzusehen, eine Zwerggestalt! Er selber war das Scheusal. Und über ihn hatten die Kinder alle so laut gelacht. Und auch die kleine Prinzessin, von der er geglaubt hatte, sie liebe ihn, — auch sie hatte nur seine Häßlichkeit verhöhnt und sich über seine krummen Glieder lustig gemacht.

Warum hatte man ihn nicht im Walde gelassen, wo es keinen Spiegel gab, der ihm sagen konnte, wie abscheulich er war? Warum hatte ihn sein Vater nicht lieber getötet, als ihn seiner Schande verkauft! Heiße Tränen rannen über seine Wangen, und er zerfetzte die weiße Rose in Fetzen. Das kriechende Scheusal tat dasselbe und streute die bleichen Blütenblätter in die Luft. Es wälzte sich am Boden, und wenn er darnach blickte, spähte es mit schmerzverzerrtem Antlitz nach ihm hin.

Er kroch fort, um es nicht mehr zu sehen, und bedeckte sich die Augen mit den Händen. Wie ein verwundetes Tier schleppte er sich in den Schatten und blieb dort stöhnend liegen.

In diesem Augenblicke aber kam die Infantin selbst mit ihren Gespielen durch die offene Flügeltür herein. Und da sie den häßlichen, kleinen Zwerg am Boden liegen sahen, sahen, wie er mit geballten Fäustchen in höchst phan-

5*

tastischer und übertriebener Weise um sich schlug, brachen sie in helles, kindlichfrohes Lachen aus und umringten ihn alle und sahen ihm zu.

„Sein Tanzen war unterhaltend," sagte die Infantin, „aber sein Spiel ist noch viel unterhaltender. Er spielt beinahe so gut wie die Drahtpuppen. Nur selbstverständlich nicht ganz so natürlich." Und ihre Händchen flatterten mit ihrem großen Fächer auf und nieder und klatschten Beifall.

Der kleine Zwerg aber blickte kein einzig Mal auf, und seine Seufzer wurden leiser und leiser und plötzlich entrang sich ein seltsamer Laut seiner Kehle. Er grub sich die Nägel in das Fleisch. Dann fiel er wiederum zurück und lag ganz unbeweglich.

„Das war großartig," sagte die Infantin nach einer Pause. „Aber jetzt mußt du mir etwas vortanzen!"

Da riefen alle Kinder im Chor: „Ja, du mußt aufstehen und tanzen, denn du bist nicht minder geschickt als die Berberaffen und viel, viel komischer."

Der kleine Zwerg aber antwortete nicht.

Und die Infantin stampfte mit dem Füßchen auf und rief ihren Onkel herbei, der mit dem Kanzler auf der Terrasse promenierte und einige Depeschen las, die soeben aus Mexiko eingelangt

waren, wo man kürzlich das heilige Amt eingerichtet hatte.

„Mein lustiger, kleiner Zwerg schmollt," rief sie. „Weck' ihn mir auf und sag' ihm, daß er für mich tanzen solle."

Die Kinder lächelten einander zu und schlenderten herein, und Don Pedro beugte sich nieder und schlug den Zwerg mit seinem gestickten Handschuh auf die Backe. „Du sollst tanzen," sprach er, „petit monstre. Tanzen sollst du. Die Infantin des spanischen Königreiches und der beiden Indien will unterhalten sein." Aber der kleine Zwerg regte sich nicht.

„Man sollte nach einem Peitschenmeister senden," sprach Don Pedro müde und ging wieder auf die Terrasse hinaus. Der Kanzler aber blickte ernst und kniete neben dem kleinen Zwerge nieder und legte die Hand auf dessen Herz. Und nach Ablauf einer Sekunde zuckte er die Achseln, stand auf, verneigte sich tief vor der Infantin und sprach: „Mia bella principessa! Ihr lustiger kleiner Zwerg wird nie mehr tanzen. Es ist schade, ist er doch so häßlich, daß er selbst dem Könige ein Lächeln entlocken hätte können."

„Und warum wird er nie mehr tanzen?" frug lächelnd die Infantin.

„Weil ihm das Herz gebrochen ist," erwiderte der Kanzler.

Da runzelte die Infantin die Brauen und ihre niedlichen Rosenlippen kräuselten sich reizvoll vor Verachtung:

„In Zukunft mögen jene, welche mit mir zu spielen wünschen, kein Herz haben," rief sie und lief in den Garten hinaus.

# Der junge Fischer und seine Seele.

Allabendlich fuhr der junge Fischer hinaus auf das Meer und senkte das Netz in die Flut.

Wenn der Wind vom Lande blies, fing er nichts oder selbst im besten Fall nur wenig. War's doch ein rauher, schwarzflügeliger Wind, dem rauhe Wellen nur entgegen kamen. Doch wenn der Wind landeinwärts blies, stiegen die Fische aus der Tiefe und schwammen in die Maschen seines Netzes. Und er trug sie auf den Marktplatz und verkaufte sie.

Allabendlich fuhr er hinaus auf das Meer. Und an einem Abend war sein Netz so schwer, daß er es kaum herein ins Boot zu ziehen vermochte. Da lachte er und sprach zu sich selber: „Wahrlich, entweder habe ich alle Fische gefangen, die da schwimmen oder ein dunkles Ungeheuer geangelt, das die wundertollen Menschlein angaffen werden. Vielleicht auch irgendein Ding des Grausens, wonach die große Königin Verlangen tragen wird." Und er nützte seine Kräfte alle und zog an den groben Tauen, bis sich auf seinen Armen die langen Adern hoch abzeichneten, wie Linien blauen Emails rund um ein erzenes Gefäß. Er zog an den dünnen Stricken und näher und näher kam der Kreis

flacher Korke, und endlich stieg das Netz an die Oberfläche des Wassers.

Aber es lag kein Fisch darin und auch kein Ungeheuer. Auch nichts Grauenvolles, nur eine kleine Meermaid, die fest schlief.

Ihr Haar war wie ein nasses Fließ von Gold, und jedes einzelne Haar war wie ein Faden feinen Goldes im Glase einer Schale. Ihr Leib war wie weißes Elfenbein. Ihr Schuppenschwanz war aus Silber und Perlen und rundum von grünen Algen und Seemuscheln umkränzt. Den Seemuscheln glichen ihre Ohren und ihre Lippen Seekorallen. Die kalten Wellen spielten mit ihren kalten Brüsten und Salz glitzerte auf ihren Augenlidern.

Sie war so schön, daß der junge Fischerknabe bei ihrem Anblick voll des Staunens verstummte und die Hand ausstreckte und das Netz ganz nahe an sich zog. Tief beugte er sich über Bord und schloß sie in die Arme. Doch da er sie berührte, stieß sie einen Schrei, gleich dem Schrei der erschreckten Möwe, aus und erwachte und blickte ihn mit entsetzten Malvenaugen an und rang mit ihm, sich ihm zu entwinden. Er aber hielt sie fest an sich gepreßt und wollte sie nicht lassen.

Und da sie sah, daß sie ihm auf keinerlei Art entrinnen konnte, hob sie an zu schluchzen und sprach: „Ich bitte dich, laß mich ziehen, denn ich bin die einzige Tochter eines Königs,

und mein Vater ist hoch bei Jahren und vereinsamt."

Der junge Fischer erwiderte: „Ich lasse dich nicht, es sei denn, du gelobest mir, zu mir zu kommen, wann immer ich dich rufe, und für mich zu singen. Denn die Fische hören gerne dem Gesang des Meervolks zu. Und meine Netze werden sich also füllen."

„Willst du mich in Wahrheit ziehen lassen, wenn ich dir dies gelobe?" rief die Meermaid.

„Ich will dich in Wahrheit ziehen lassen," erwiderte der junge Fischer.

Da schwor sie ihm, was er von ihr verlangte, und siegelte es mit dem Eid des Meervolkes. Frei gaben seine Arme sie nun, und sie stieg hinab zum Wassergrunde und zitterte in ungekannter Furcht.

*

Allabendlich fuhr der junge Fischer hinaus aufs Meer und rief die Meermaid, und sie stieg aus den Fluten und sang für ihn. Rund um sie her schwammen die Delphine und ihr zu Häupten flatterten die wilden Seemöven.

Sie aber sang seltsam schönen Sang. Sang sie doch vom Meervolke, das seine Herden von Höhle zu Höhle treibt und kleine Kälbchen auf den Schultern trägt; von den Tritonen, die lange grüne Bärte haben und behaarte Brüste und auf den gewundenen Muscheln blasen, wenn

der König vorüberzieht; von dem Palast des Königs, der, von oben bis unten aus Bernstein gebaut, ein Dach durchsichtiger Smaragden hat, und mit glänzenden Perlen gepflastert ist; und von den Gärten der See, wo die breitgefiederten Fächer von Korallen den ganzen Tag lang auf- und niedergehen, wo die Fische gleich Silbervögeln hin und wider gleiten, die Anemonen fest in den Felsen wurzeln und die rosenroten Nelken im gewellten, gelben Sande.

Sie sang von den Riesenwalen, die aus den nördlichen Meeren kommen und scharfe Eiszapfen an ihren Kiemen hängen haben; von den Sirenen, die von solch wunderbaren Dingen singen, daß die Kaufleute die Ohren mit Wachs verstopfen müssen, um sie nicht zu hören, nicht in die Tiefe zu springen und zu ertrinken; von gesunkenen Galeeren mit hohen Masten und frierenden Seefahrern, die sich an das Tauwerk klammern, und den Makerellen, die durch die offenen Ladelöcher ein- und ausschwimmen; von den kleinen Entemuscheln, die große Reisende sind und sich in die Kiele der Schiffe bohren und rund um die Welt segeln so; und vom Tintenfische, der am Klippenrande lebt, und die langen schwarzen Arme ausstreckt und die Nacht herniederrufen kann, wenn er es will. Sie sang vom Nautilos, der sein eigen Schifflein hat, das aus Opal geschnitten ist und von einem silbernen Segel gesteuert wird, von den

fröhlichen Meermännern, die Laute spielen und den großen Kraken in Schlaf versenken können; von den kleinen Kindern, die schlüpfrige Meerschweinchen erhaschen und lachend auf ihren Rücken reiten; von den Meerjungfrauen, die im weißen Schaume liegen und nach dem Seefahrer die Arme strecken; und von den Seelöwen mit den gebogenen Fangzähnen und den Seepferden mit den wogenden Mähnen.

Und wie sie so sang, kamen alle Tunfische der Tiefe herbei um ihr zu lauschen, und der junge Fischer warf sein Netz um sie und fing sie alle, und wieder andere traf er mit dem Speer. Und wenn sein Boot sich vollgefüllt hatte, stieg die Meermaid lächelnd hinab in die Tiefe.

Niemals aber kam sie seiner Berührung nahe. Oft rief er sie und bat sie. Doch sie wollte nicht. Und wenn er sie zu ergreifen versuchte, tauchte sie ins Wasser, wie wohl ein Seehund taucht, und an jenen Tagen sah er sie nicht wieder. Tagtäglich aber klang der Klang ihrer Stimme seinem Ohre süßer. So süß klang ihre Stimme ihm, daß er seines Netzes und seiner List vergaß und sich um sein Handwerk nicht mehr kümmerte.

Mit Flossen von Karmin und Augen von glitzerndem Golde zogen die Tunfische in Scharen vorbei, er aber achtete ihrer nicht. Sein Speer lag unbenützt an seiner Seite, und sein Korb aus geflochtener Weide blieb leer. Mit sehn-

suchtsoffenen Lippen, mit Augen, die vor Staunen dunkel wurden, saß er müßig in seinem Kahn und lauschte. Lauschte bis die Meeresnebel über ihn hinkrochen, und der wandelnde Mond seine braunen Glieder mit Silber färbte.

Und eines Abends rief er sie und sprach: „Kleine Meermaid, kleine Meermaid, ich liebe dich. Nimm mich zum Liebsten; denn ich liebe dich!“

Doch die Meermaid schüttelte das Haupt: „Du hast eine Menschenseele,“ erwiderte sie, „wenn du nur deine Seele von dir senden wolltest! Dann könnte ich dich lieben.“

Und der junge Fischer sprach zu sich: „Was frommt mir meine Seele? Ich vermag sie nicht zu fassen, ich kenne sie nicht einmal. Wahrlich, ich will sie von mir senden, und große Seligkeit wird meiner harren.“

Und ein Schrei der Freude rang sich von seinen Lippen, und aufrechtstehend in seinem buntbemalten Kahne streckte er die Arme der Meermaid entgegen.

„Ich will meine Seele von mir schicken,“ rief er, „und du sollst meine Braut sein. Dein Liebster will ich sein, und in den Tiefen der See wollen wir beisammen wohnen, und du sollst mir all das, wovon du gesungen hast, zeigen, und ich will tun, was immer du begehrest und nichts mehr soll unser Leben scheiden.“

Und die kleine Meermaid lachte laut auf

vor Glückseligkeit und verbarg das Antlitz in den Händen.

„Doch wie soll ich meine Seele von mir senden?“ rief der junge Fischer. „Sag' mir, wie ich es beginnen soll und allsogleich soll es vollzogen sein.“

„Ach! das weiß ich nicht,“ sprach die kleine Meermaid. „Meervolk hat keine Seele.“ Und sie stieg hinab in die Tiefe und sah ihn traurig an.

*

Früh am nächsten Morgen schon, ehe die Sonne noch männerhandhoch über dem Hügel stand, ging der junge Fischer zum Hause des Priesters und pochte dreimal an die Türe.

Der Novize spähte durch das Türfensterlein heraus und da er sah, wer draußen stand, zog er den Riegel zurück und sprach: „Tritt ein!“

Und der junge Fischer trat ein und kniete auf den süß duftenden Binsen des Flures nieder und rief den Priester an, der in dem Buche des Lebens las, und sprach zu ihm: „Vater, ich liebe vom Meervolk eine und meine Seele hindert mich an der Erfüllung meiner Sehnsucht. Sag' mir, wie ich meine Seele von mir senden kann. Denn in Wahrheit: ich brauche sie nicht. Was soll mir meine Seele? Ich

kann sie nicht sehen, ich kann sie nicht berühren, ich kenne sie nicht."

Und der Priester schlug sich die Brust und entgegnete: „Wehe! Weh! Aus dir spricht Wahnsinn! Vielleicht auch hast du vergiftet Kraut genossen. Ist doch das Edelste im Menschen die Seele, die uns von Gott geschenkt ward, auf daß wir sie auf edle Art gebrauchen sollen. Es gibt nichts Herrlicheres als eine Menschenseele und kein irdisch' Ding mag sich damit vergleichen. Sie wieget alles Gold der Erde auf und ist kostbarer als die Rubine der Könige. Darum, mein Sohn, wende du deine Gedanken ab von dieser Sünde, die von jenen ist, die nicht verziehen werden. Denn das Meervolk ist verloren und verloren sind all' die, die mit ihm Bündnis schließen. Sie sind wie das Vieh auf dem Felde, das nicht Gutes von üblem unterscheidet. Und nicht für sie ist unser Herr gestorben."

Die Augen des jungen Fischers füllten sich mit Tränen, da er die harten Worte des Priesters vernahm, und er erhob sich von den Knien und sprach zu ihm: „Vater, die Faune leben im Walde und sind froh; und auf den Felsen sitzen die Meermänner mit ihren Harfen aus rotem Golde. Laß mich einer von ihnen sein, ich beschwöre dich. — Denn ihre Tage verstreichen wie die Tage der Blume. Meine Seele aber? Was frommt mir meine Seele, wenn

sie zwischen mir und jener steht, die ich da liebe?"

„Die Liebe des Leibes ist schmutzgeboren," rief der Priester, die Brauen furchend, „und schmutzgeboren und böse sind die heidnischen Wesen. Denn nur Gottes Duldung gestattet ihnen, die Welt zu durchziehen. Verflucht seien die Faune des Waldlandes, und verflucht seien die Sänger der See. Ich habe sie zur Nachtzeit gehört, und sie haben versucht, mich von meinen Gebeten zu locken. Sie pochen ans Fenster und lachen, sie flüstern mir die Macht ihrer verderblichen Lust ins Ohr. Sie versuchen mich mit Versuchung — und wenn ich beten will, grinsen mich Fratzen an. Sie sind verloren, sag' ich dir, sie sind verloren. Für sie gibt es nicht Himmel noch Hölle, und nicht hier noch dorten sollen sie Gottes Namen lobpreisen."

„Vater!" rief der junge Fischer. „Du weißt nicht, was du sprichst. Einst fing ich in meinen Netzen die Tochter eines Königs. Sie ist schöner als der Morgenstern und weißer als der Mond. Für ihren Leib gäbe ich gerne meine Seele hin und für ihre Liebe meine Seligkeit. Gib mir die Auskunft, die ich von dir erbitte, und laß mich in Frieden ziehen."

„Hebe dich weg," rief der Priester, „deine Buhle ist verloren und du wirst mit ihr verloren sein." Und er gab ihm keinen Segen, sondern trieb ihn von seiner Tür.

Und der junge Fischerknabe ging hinab auf den Marktplatz. Und er ging langsam und beugte den Kopf wie einer, der in Sorgen ist. Und da die Kaufleute ihn kommen sahen, flüsterten sie miteinander und einer von ihnen kam ihm entgegen und rief ihn beim Namen und sprach: „Was hast du zu verkaufen?"

„Ich will dir meine Seele verkaufen," antwortete er. „Ich bitte dich, kaufe sie mir ab, denn ich bin ihrer müde. Wozu brauche ich meine Seele? Ich kann sie nicht sehen, ich vermag sie nicht zu berühren, ich kenne sie nicht."

Die Kaufleute aber höhnten ihn und sagten: „Was frommt wohl eine Menschenseele? Sie ist kein Stück geprägten Silbers wert. Verkaufe uns deinen Leib zueigen und wir wollen dich in den Purpur des Meeres hüllen, einen Ring an deinen Finger stecken und dich zum Lustknaben der großen Königin machen. Aber rede uns nicht von deiner Seele, denn wir brauchen deine Seele nicht, auch hat sie keinen Wert für uns."

Da sprach der junge Fischer zu sich selbst: „Wie seltsam ist doch all dies! Der Priester sprach zu mir: Die Seele wiegt alles Gold der Welt auf. Und die Kaufleute sagen, sie sei kein geprägtes Stück Silbers wert."

Und er verließ den Marktplatz und stieg nie-

der an das Ufer der See und begann darob zu sinnen, was er tun solle.

*

Und zur Mittagsstunde kam ihm in den Sinn, wie ihm einst einer seiner Gefährten, der Meerfenchelsucher war, von einer jungen Hexe erzählt hatte, die zu Häupten der Bucht in einer Höhle wohne, und voll der List in ihren Zauberkünsten sei. Und er machte sich auf und lief zu ihr; so sehr gelüstete es ihn, seiner Seele frei zu werden. Und eine Wolke Staubes folgte ihm, als er den Ufersand entlang eilte.

Aus dem Jucken ihrer Hand ersah die junge Hexe sein Kommen. Und sie lachte und löste ihr rotes Haar. Von ihrem roten Haar umwogt, stand sie unter dem Eingang der Höhle und in Händen hielt sie einen Zweig von wildem Schierling, der da blühte.

„Was fehlt dir? Was fehlt dir?“ rief sie, als er keuchend den Abhang heranklomm und sich vor ihr neigte. „Fische im Netz, wenn der Wind versagt? Ich habe ein Rohrpfeiflein: Blas' ich darauf, kommen die Meeräschen in die Bucht gesegelt. Aber es hat einen Preis, schöner Knabe. Es hat einen Preis. — Was fehlt dir? Was fehlt dir? Ein Sturm, der Schiffe scheitern macht und Kisten voll reicher Schätze an das Ufer spült? Ich habe mehr Stürme als der Wind, denn ich diene einem, der stärker als

6*

der Wind. Und mit einem Sieb und einem Eimer Wasser kann ich die großen Galeeren nieder auf den Grund des Ozeanes senken. Aber ich habe meinen Preis, schöner Knabe. Ich habe meinen Preis. — Was fehlt dir? Was fehlt dir? Ich kenne eine Blume, die im Tale wächst. Keiner kennt sie als ich. Purpurblätter hat sie und der Stern in ihrem Blütenherzen ist weiß wie Milch. Berührtest du mit dieser Blume die welken Lippen der Königin, so folgte sie dir all über die Welt. Aus dem Bette des Königs stünde sie auf, und all über die Welt hin folgte sie dir. Doch die hat ihren Preis, hübscher Junge. Die hat ihren Preis. — Was fehlt dir? Was fehlt dir? Ich kann eine Kröte im Mörser zerstoßen und Brühe daraus brauen. Kann diese Brühe mit eines toten Mannes Hand umrühren: Spritzst du sie auf deinen Feind, dieweil er schläft, so wird er sich in eine schwarze Viper wandeln und die Mutter, die ihn gebar, wird ihn vertilgen. Mit einem Spinnrad kann ich den Mond vom Himmel ziehen und im Kristall den Tod dir zeigen. — Was fehlt dir? Was fehlt dir? Nenne ihn mir, deinen Wunsch, und ich will ihn dir erfüllen und du wirst mir den Preis zahlen, süßer Knabe, du wirst den Preis zahlen."

„Mein Wunsch steht nur nach einem einfach Dinge," sprach der junge Fischer, „doch hat der Priester mir darob gezürnt und mich

davongejagt. Nach einem einfach Ding nur stehet mein Wunsch; doch haben die Kaufleute mich verhöhnet und es mir verweigert. Drum bin ich zu dir gekommen, wenngleich dich die Menschen böse schelten. Und welchen Preis du auch fordern magst: ich will ihn bezahlen."

„Und was wünschest du?" frug die Hexe und trat dicht an ihn heran.

„Ich möchte meine Seele fort von mir senden," erwiderte der junge Fischer.

Die Hexe erbleichte und schauderte und verhüllte das Angesicht mit ihrem blauen Mantel. „Schöner Knabe," murmelte sie, „du verlangst Entsetzliches."

Er schüttelte die braunen Locken und lachte. „Ich brauche meine Seele nicht," erwiderte er. Ich kann sie nicht sehen, ich kann sie nicht berühren, ich kenne sie nicht."

„Was willst du mir geben, wenn ich dir das Mittel weise?" frug die Hexe und blickte ihn verlangend an mit ihren schönen Augen.

„Fünf Stücke Goldes," sprach er. „Die Hütte aus Schilfrohr, worin ich lebe, und den bemalten Kahn, worin ich segle. Nur sage mir, wie ich meiner Seele frei werden kann. Ich will dir alles geben, was immer ich besitze."

Sie lachte höhnisch auf und traf ihn mit dem Zweig des Schierlings. „Ich kann die Blätter des Herbstes in Gold verwandeln," erwiderte sie, „ich kann die bleichen Mondstrahlen

zu Silber spinnen, wenn ich will. Er, dem ich diene, ist reicher als alle Könige der Erde und beherrscht ein jedes ihrer Länder."

„Was denn soll ich dir geben," rief er, „wenn dein Preis nicht Silber ist, noch Gold?"

Die Hexe glättete sein Haar mit ihren schmalen weißen Händen: „Tanzen sollst du mit mir, schöner Knabe," flüsterte sie und lächelte ihm zu, dieweil sie sprach.

„Ansonsten nichts?" rief der junge Fischer verwundert und sprang auf die Füße.

„Ansonsten nichts," entgegnete sie. Und wieder lächelte sie ihm zu.

„So wollen wir bei Sonnenuntergang an heimlicher Stelle mit einander tanzen," sprach er. „Und haben wir getanzt, so wirst du mir verraten, was zu wissen mich verlangt."

Sie schüttelte den Kopf. „Erst wenn der Mond voll! Erst wenn der Mond voll!" flüsterte sie. Dann spähte sie im Kreise umher und lauschte. Ein blauer Vogel stieg kreischend von seinem Neste auf und kreiste über die Dünen, und drei bunte Vögel rauschten durch das harte graue Gras und schrien einander zu. Kein Laut sonst war hörbar, außer dem Rauschen der Wogen, die sich stöhnend auf dem glatten Kieselgrunde wälzten. Da streckte sie die Hand aus und zog ihn eng an sich heran und legte ihre heißen Lippen dicht an sein Ohr.

„Heute nacht sollst du mit mir auf den

Bergesgipfel kommen," flüsterte sie, „es ist Sabbath und Er wird dort sein."

Der junge Fischer erschrak und sah sie an. Doch sie wies ihm die weißen Zähne und lachte.

„Wer ist Er, von dem du sprichst?" so frug er.

„Was kümmert es dich?" erwiderte sie. „Komm heute nacht! Unter den Ästen der Weißen Buche sollst du stehen und auf mein Kommen warten. Läuft ein schwarzer Hund auf dich zu, schlag' ihn mit einer Weidenrute, darauf wird er von dir weichen. Schreit eine Eule dir zu, gib ihr keine Antwort. Sobald der Mond voll, will ich bei dir sein. Dann wollen wir mitsammen im Grase tanzen."

„Doch schwörst du mir, zu sagen, wie ich meine Seele fort von mir senden kann?" frug er dawider.

Sie trat in das volle Sonnenlicht hinaus und durch ihr rotes Haar wehte der Wind. „Bei den Hufen des Bockes schwöre ich es!" gab sie zur Antwort.

„Du bist die Beste aller Hexen," rief der junge Fischer, „drum will ich auch wahrlich heute mit dir auf dem Bergesgipfel tanzen. Ich wollte zwar, du hättest Gold oder Silber von mir erbeten; doch soll dir der Preis werden, nach dem du verlangest, dieweilen es nur ein ganz geringer Preis ist."

Er lüftete die Mütze und neigte tief das

Haupt vor ihr und lief zurück in die Stadt, voll großer Freude erfüllt.

Und die Hexe blickte ihm nach, wie er so lief. Und als er ihr aus dem Aug' geschwunden war, trat sie wieder in die Höhle, nahm einen Spiegel aus einem Kistchen von geschnitztem Zedernholze, setzte ihn auf ein Gestell und verbrannte auf glühender Kohle Eisenkraut davor und starrte in die Ringel des Rauches. Und nach einer Weile krampfte sie zornig die Hände ineinander. „Er hätte mein sein sollen!" stieß sie leise hervor. „Ich bin so schön wie sie."

*

Am Abend, da der Mond emporgestiegen war, kletterte der junge Fischer zum Berggipfel hinan und stellte sich unter die Äste der Weißbuche. Wie ein Schild spiegelglatten Metalles ruhte zu seinen Füßen das Meer und die Schatten der Fischerboote zogen durch die kleine Bucht. Eine große Eule mit gelben Schwefelaugen rief seinen Namen, er aber antwortete nicht. Ein schwarzer Hund lief auf ihn zu und fletschte die Zähne, er schlug ihn mit einer Weidenrute, und winselnd schlich er sich weg.

Um Mitternacht kamen die Hexen wie Fledermäuse durch die Luft geflattert. „Pfui!" kreischten sie, als sie den Boden berührten. „Ein Fremder ist hier." Und sie schnüffelten herum und schwatzten miteinander und gaben sich

Zeichen. Als letzte aber kam die junge Hexe, und ihr Rothaar wehte im Wind. Sie trug ein goldgewebt Gewand, das mit Pfauenaugen bestickt war, und ein Käppchen aus grünem Sammet saß auf ihrem Haupte.

„Wo ist er? Wo ist er?“ gellten die Hexen, da sie sie erblickt. Sie aber lachte nur auf und lief auf die Weißbuche zu, nahm den jungen Fischer an der Hand und führte ihn hinaus ins helle Mondlicht und hub zu tanzen an.

In rasendem Wirbeltanze drehten und drehten sie sich, und die junge Hexe sprang so hoch, daß er die scharlachenen Hacken ihrer Schuhe sehen konnte. Da drang, mitten in den Tanz hinein, der Laut schnelleilender Hufe. Doch kein Pferd ward sichtbar; und er fürchtete sich.

„Schneller!“ rief die Hexe und sie schlang die Arme um seinen Hals, und ihr Atem brannte auf seinem Antlitz. „Schneller! Schneller!“ rief sie, und die Erde ward unter seinen Füßen wie ein fliegend Spinnrad, und seine Gedanken trübten sich und eine große Angst befiel ihn: gleichsam als starre Böses ihn an, — und zuletzt sah er, daß unter dem Schatten des Felsens eine Gestalt stand, die vorher nicht dagewesen war.

Es war ein Mann in einem schwarzen Sammetgewande, das nach spanischer Art geschnitten. Sein Gesicht war seltsam bleich. Seine Lippen aber waren wie eine stolze rote Blume.

Er schien müde und lehnte sich zurück, achtlos mit dem Knopfe seines Dolches spielend. Auf dem Grase neben ihm lag ein Federhut und ein paar Reiter-Handschuhe mit goldenen Spitzen besetzt und mit Perlen bestickt, die sich zu einem seltsamen Symbole aneinander reihten. Ein kurzer, zobelgefütterter Mantel hing ihm von der Schulter, und seine zarten weißen Hände waren ringübersäet. Schwere Lider schatteten seine Augen.

Der junge Fischer sah und sah ihn an wie einer, den ein Zauber hält. Endlich trafen sich ihre Blicke und wohin er auch tanzte, immer fühlte er die Augen des Mannes auf sich ruhen. Er hörte die Hexe lachen, faßte sie um den Leib und drehte sie im tollen Wirbel.

Plötzlich bellte ein Hund im Walde, und die Tänzer hielten ein und traten je zu zweit vor den Mann hin, knieten nieder und küßten seine Hand. Da sie dies taten, glitt ein leises Lächeln um seine stolzen Lippen, wie Vogelschwingen über Wasser gleiten und es lächeln machen. Aber es lag Verachtung darin, und immerzu sah er den jungen Fischer an.

„Komm, laß uns anbeten!“ flüsterte die Hexe und sie nahm ihn bei der Hand, und ein heißes Verlangen, zu tun wie sie sprach, ergriff ihn. Er folgte ihr. Doch da er nahe trat, ohne zu wissen, weshalb, schlug er auf seiner

Brust das Kreuzeszeichen und rief den heiligen Namen an.

Kaum hatte er dies getan, kreischten die Hexen wie Falken auf und flogen von dannen, und das bleiche Gesicht, das ihn ansah, zuckte in einem Krampf des Schmerzes. Der Mann schritt auf ein kleines Gehölze zu und pfiff. Eine silbergezäumte Stute lief ihm entgegen. Und da er auf ihren Rücken sprang, wendete er sich nochmals um und blickte den jungen Fischer traurig an. Auch die Hexe mit dem roten Haare versuchte fortzufliegen, aber der Fischer erhaschte sie beim Handgelenk und hielt sie fest.

„Gib mich frei," rief sie, „und laß mich gehen! Hast du doch genannt, was nicht genannt werden darf, und das Zeichen gemacht, das wir nicht ansehen dürfen."

„Nicht doch," erwiderte er, „nicht laß ich dich, eh' du mir das Geheimnis verraten."

„Welch Geheimnis?" sprach die Hexe und rang mit ihm wie eine wilde Katze und biß sich die schaumbedeckten Lippen.

„Du weißt es," antwortete er.

Ihre grasgrünen Augen wurden tränenschwer, und sie sprach zum jungen Fischer: „Verlange von mir, was immer du willst, nur das nicht."

Er lachte und hielt sie nur um so fester.

Und als sie sah, daß sie sich nicht zu lösen vermochte, flüsterte sie ihm zu: „Sag', bin nicht auch ich so schön wie die Tochter des Meeres und so begehrenswert wie jene, die in den blauen Wassern wohnt?" Und sie schmiegte sich an ihn lehnte ihr Antlitz an das seine.

Er aber stieß sie stirnrunzelnd von sich und sprach: „Brichst du das Versprechen, das du mir gegeben hast, so erschlage ich dich, du falsche Hexe!"

Sie wurde grau wie eine Blume am Judasbaume und erschauerte. „Sei's denn!" murmelte sie, „es ist ja deine Seele und nicht meine. Tu', was du willst, mit ihr." Und sie zog aus dem Gürtel ein kleines Messer, das einen Griff von grüner Vipernhaut trug, und gab es ihm.

„Was soll mir das?" frug er sie verwundert.

Einen Augenblick lang schwieg sie, und ein Ausdruck des Entsetzens glitt über ihr Gesicht. Dann strich sie sich das Haar aus der Stirne, und seltsam lächelnd sprach sie zu ihm:

„Was die Menschen den Schatten des Körpers nennen, ist der Schatten des Körpers nicht, sondern der Körper der Seele. Gehe hinab an das Ufer der See und wende deinen Rücken dem Monde zu und schneide rings um deine Füße den Schatten ab, der deiner Seele Körper ist, und heiße deiner Seele, dich verlassen, so wird sie es tun."

Der junge Fischer zitterte. „Sprichst du wahr?“ jubelte er.

„Ich sprach wahr. Und ich wollte, ich hätte es dir nicht gesagt,“ rief sie, und umfing schluchzend seine Knie.

Er schob sie von sich und ließ sie im hohen Grase liegen, steckte das Messer in seinen Gürtel, schritt an den Rand des Berges und begann hinabzuklettern.

Und die Seele in ihm rief und sprach: „Höre! Ich habe jahrelang in dir gewohnt und dir gedienet. Schicke mich jetzo nicht von dir! Denn was hab' ich dir Böses getan?“

Und der junge Fischer lachte: „Du hast mir nichts Böses getan, doch brauche ich dich nicht,“ erwiderte er. „Die Welt ist weit. Auch gibt es einen Himmel und eine Hölle und jenes dämmerdunkle Zwielichthaus, das zwischen beiden liegt. Geh', wohin du willst, aber störe mich nicht, denn mich ruft meine Liebe.“

Und seine Seele flehte ihn jammernd an, er aber achtete ihrer nicht, sondern sprang von Klippe zu Klippe, fußsicher wie eine wilde Ziege, und endlich kam er auf flachen Grund zu stehen, am gelben Ufer des Meeres.

Mit bronzefarbenen Gliedern und wohlgestaltet, wie eine Statue von Griechenhand geschaffen, so stand er auf dem Sande, und wandte dem Monde den Rücken zu. Aus dem Meeresschaume aber streckten sich weiße Arme, die ihm

winkten, und aus den Wogen stiegen dunkle Gestalten, die ihm huldigten. Vor ihm lag sein Schatten, welcher der Körper seiner Seele war, und hinter ihm hing der Mond in der honigfarbenen Luft.

Und seine Seele sprach zu ihm: „Mußt du mich wirklich von dir treiben, so schicke mich nicht fort ohne ein Herz. Die Welt ist grausam, gib mir dein Herz mit auf den Weg!"

Er schüttelte den Kopf und lächelte. „Womit sollte ich wohl meine Liebe lieben, gäbe ich dir mein Herz?" frug er.

„Nicht doch! Sei barmherzig," sprach seine Seele, „gib mir dein Herz, denn die Welt ist grausam, und ich fürchte mich."

„Mein Herz gehört meiner Liebe," erwiderte er, „und nun zögere nicht länger. Fort mit dir!"

„Soll nicht auch ich lieben?" frug seine Seele.

„Hebe dich fort, denn ich kann dich nicht mehr brauchen," rief der junge Fischer, und er nahm das kleine Messer mit dem Knopf aus grüner Vipernhaut und schnitt den Schatten rings um seine Füße ab. Da erhob sich dieser und stand vor ihm und sah ihn an und glich ihm selbst in allen Dingen.

Er schlich zurück und stieß das Messer in den Gürtel und ein Gefühl des Schauderns überkam ihn. „Hebe dich weg," murmelte er, „und laß mich dein Antlitz nicht mehr sehen."

„Nicht doch, wir müssen uns wiedersehen," erwiderte die Seele. Ihre Stimme war leise und flötengleich und ihre Lippen bewegten sich kaum, da sie sprach.

„Wie sollten wir uns wiedersehen?" rief der junge Fischer. „Du wirst mir schwerlich in die Tiefen des Meeres zu folgen vermögen?"

„Alljährlich einmal will ich an diese Stelle kommen und dich rufen," sprach die Seele, „kann sein, daß du dann mich brauchst."

„Wie sollte ich dich brauchen," rief der junge Fischer. „Doch sei dem so, wenn du es willst." Und er tauchte hinab in das Wasser, und die Tritonen bliesen auf ihren Hörnern und die kleine Meermaid stieg empor, ihm entgegen und schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund.

Und die Seele stand am einsamen Ufer und blickte nach ihnen hin. Und als sie im Meere versunken waren, zog sie weinend ihres Weges, über das Sumpfland hin.

*

Und als ein Jahr verstrichen war, kam die Seele zum Ufer des Meeres herab und rief den jungen Fischer, und er stieg empor aus der Tiefe und sprach: „Warum rufst du mich?" Und die Seele antwortete: „Komm näher, auf daß ich zu dir spreche, denn Wunderbares habe ich

geschaut.“ Und er kam näher und lag im seichten Wasser und lehnte das Haupt auf die Hand und lauschte.

*

Und die Seele sprach zu ihm: „Da ich dich verlassen, wandte ich mein Antlitz gen Osten und wanderte. Von Osten kommt alle Weisheit. Sechs Tage lang wanderte ich und am Morgen des siebenten Tages kam ich an einen Hügel, der im Lande der Tartaren liegt. Ich lagerte mich in den Schatten eines Tamariskenbaumes, um mich vor der Sonne zu schützen. Das Land war trocken und hitzeversengt. Die Leute schleppten sich über die Ebene hin wie Fliegen, die auf einer Scheibe blanken Kupfers kriechen.

Gen Mittag stieg eine Wolke roten Staubes am flachen Horizonte des Landes auf. Als die Tartaren sie erblickten, strafften sie ihre bemalten Bogen und sprangen auf ihre kleinen Pferde und sprengten ihr entgegen. Die Weiber flohen schreiend in die Wägen und verbargen sich hinter den Vorhängen aus Fellen.

Bei Dämmerung kamen die Tartaren zurück, aber fünf von ihnen fehlten; und von jenen, die zurückkamen, waren nicht wenige verwundet. Sie spannten ihre Pferde an die Wägen und fuhren eilig davon. Drei Schakale kamen aus einer Höhle und spähten ihnen nach.

Dann zogen sie die Luft mit den Nüstern ein und trabten in entgegengesetzter Richtung davon.

Da der Mond aufging, ward ich eines Lagerfeuers auf der Ebene gewahr und lenkte den Schritt darauf zu. Auf Teppichen lagerte eine Schar von Kaufleuten. Ihre Kamele waren hinter ihnen an Pfählen festgebunden, und die Neger, die ihre Knechte waren, spannten Zelte aus gegerbten Tierhäuten auf dem Sande auf und errichteten eine hohe Mauer aus Stachelbirnen.

Als ich in ihre Nähe kam, erhoben sich die Führer der Kaufleute und zogen das Schwert und frugen nach meinem Begehr.

Ich erwiderte, ich sei ein Fürst in meinem Heimatlande, und sei soeben den Tartaren entflohen, die versucht hätten, mich zu ihrem Sklaven zu machen.

Der Häuptling lachte und zeigte mir fünf Köpfe, die an langen Bambusrohren staken.

Dann frug er mich, wer Gottes Prophet sei. Ich gab zur Antwort: „Mahomed.“

Da er den Namen des falschen Propheten hörte, neigte er sich tief und nahm mich bei der Hand und setzte mich an seine Seite. Ein Neger brachte mir Pferdemilch in einer hölzernen Schale und ein Stück gerösteten Lammfleisches.

Bei Tagesgrauen machten wir uns auf die Reise. Ich ritt auf einem rothaarigen Kamel, dem Häuptling zur Seite, und ein Läufer lief

vor uns her und trug hoch in Händen einen Speer. Zu beiden Seiten schritt Kriegsvolk, und die Maultiere folgten mit den Waren. Es waren ihrer vierzig Kamele bei der Karawane und der Maultiere waren zweimal vierzig an der Zahl.

Wir zogen vom Lande der Tartaren in das Land derer, die dem Monde fluchen. Wir sahen die Greifen im weißen Felsenglast ihr Gold hüten und die schuppigen Drachen in ihren Höhlen schlafen. Als wir über das Gebirge schritten, hielten wir den Atem an, auf daß sich der Schnee nicht lockere und auf uns falle, und jedermann band einen Schleier aus Gaze sich vor die Augen. Als wir durch die Täler zogen, schossen die Zwerge aus hohlen Bäumen mit Pfeilen nach uns, und zur Nachtzeit hörten wir die Wilden ihre Trommeln schlagen. Als wir zum Turme der Affen kamen, setzten wir ihnen Früchte vor und sie taten uns kein Leid.

Als wir zu dem Turme der Schlangen kamen, setzten wir ihnen warme Milch in zinnernen Schalen vor und sie ließen uns vorüberziehen. Dreimal kamen wir auf unserer Reise an die Ufer des Oxus. Wir setzten auf hölzernen Flößen darüber, die wir mit großen Blasen luftgefüllter Häute trieben. Die Flußpferde wüteten gegen uns und wollten uns morden. Als die Kamele sie sahen, zitterten sie.

Die Könige jeder Stadt heischten Zoll von

uns, doch keiner duldete, daß wir durch die Tore traten. Über die Mauer herüber warfen sie uns Brot zu, kleine honiggebackene Maiskuchen und Kuchen aus feinem Mehl mit Datteln gefüllt. Für je hundert Körbe voll gaben wir ihnen eine Bernsteinperle.

Wenn die Leute in den Dörfern uns kommen sahen, vergifteten sie die Brunnen und flohen auf die Hügelhöhen. Wir kämpften mit den Magadaern, die alt zur Welt kommen und von Jahr zu Jahr jünger werden, und die sterben, wenn sie kleine Kinder sind; und mit den Laktroen, die sich Tigersöhne nennen und sich gelb bemalen und schwarz; und mit den Auranthen, die die Leichen ihrer Toten in den Wipfeln der Bäume begraben, und selber in dunklen Höhlen wohnen, auf daß die Sonne, die ihr Gott ist, sie nicht töte; und mit den Krimanieren, die ein Krokodil anbeten und es mit Butter und jungem Geflügel füttern; und mit den Agazonbaten, die Hundeköpfe haben; und mit den Silbanern, die Pferdefüße haben und schneller laufen als Pferde. Ein Dritteil unserer Schar fand in der Schlacht den Tod, und ein Dritteil starb vor Entbehren. Die Übriggebliebenen murrten wider mich und sagten, ich habe Unheil über sie gebracht. Ich zog eine Hornnatter unter einem Steine hervor und ließ mich von ihr beißen. Da sie sahen, daß ich nicht erkrankte, befiel sie Furcht.

7*

Im vierten Monate erreichten wir die Stadt Illel. Nacht war es, als wir an den Hain gelangten, der die Mauer gürtet, und die Luft war schwül, denn der Mond stand unter dem Zeichen des Skorpions. Wir pflückten die reifen Granatäpfel von den Bäumen, brachen sie und schlürften ihren süßen Saft. Dann lagerten wir uns auf unsere Teppiche und warteten auf die Dämmerung.

Und da es dämmerte, standen wir auf und pochten an das Tor der Stadt. Es war aus Erz und Seeungetüme und geflügelte Drachen waren darein hochgegossen. Die Wächter schauten von den Wällen herab und frugen nach unserem Begehr. Der Dolmetsch der Karawane antwortete, wir kämen von der syrischen Insel und brächten viele Waren. Sie nahmen Geiseln und sagten, sie wollten uns das Tor um Mittag öffnen, und hießen uns bis dahin warten.

Da es Mittag war, öffneten sie das Tor, und als wir einzogen, liefen die Leute in Scharen aus den Häusern, um uns zu sehen, und ein Marktschreier ging durch die ganze Stadt und blies auf einer Muschel. Wir standen auf dem Marktplatz und die Neger banden die Ballen bunten Tuches auf und öffneten die geschnitzten Truhen aus Sykamore, und als sie mit ihrer Arbeit fertig waren, zogen die Kaufleute ihre seltenen Schätze hervor: das schneeige Linnen aus Ägypten und das farbenprunkende Linnen

aus dem Lande der Äthiopier, die purpurnen Schwämme von Tyrus und die blauen Tapeten aus Sidon; die kühlen Bernsteinschalen und die schönen Gefäße aus Glas und die seltsamen Gefäße aus gebranntem Ton. Vom Dache eines Hauses herab beobachtete uns eine Schar Frauen. Eine der Frauen trug eine Maske von vergoldetem Leder. Und am ersten Tage kamen die Priester und trieben Tauschhandel mit uns, und am zweiten Tage kamen die Edelleute, und am dritten kamen die Arbeiter und die Sklaven. Und so ist dies in ihrem Lande Kaufleuten gegenüber Brauch, solange diese in der Stadt verweilen.

Wir aber verweilten einen Monat lang. Und als der Mond schwand, wurde ich müde und wanderte fort durch die Straßen der Stadt, und kam an die Gärten ihres Gottes. Lautlos glitten die Priester in ihren gelben Gewändern zwischen den grünen Bäumen hin, und auf einem Pflaster von schwarzem Marmor stand das rosenrote Haus, worin die Gottheit ihre Wohnstatt hat. Die Türen waren aus goldbestaubtem Lacke, und Stiere und Pfauen waren in leuchtendem Golde und erhabener Arbeit darauf abgebildet. Das getäfelte Dach war aus meergrünem Porzellan und die hervorspringenden Dachtraufen waren mit kleinen Glöcklein bekränzt. Wenn die weißen Tauben flatterten,

berührten sie die Glöcklein mit ihren Schwingen, so daß sie erklangen.

Vor dem Tempel lag ein Becken klaren Wassers, das mit ädrigem Onyx gepflastert war. Ich lagerte mich an seinen Rand und strich mit meinen weißen Fingern über die breiten Blätter. Einer der Priester kam auf mich zu und trat hinter mich. Er trug an den Füßen je eine Sandale, die eine aus weicher Schlangenhaut, die andere aus Vogelgefieder. Auf seinem Kopfe war eine Mitra aus schwarzem Filz mit silbernen Halbmonden besäet. Siebenfaches Gelb war in sein Kleid gewoben und auch sein gekräuseltes Haar war mit Antimon gefärbt.

Nach einer kleinen Weile sprach er zu mir und frug nach meinem Begehr.

Ich sagte ihm, daß ich die Gottheit zu sehen begehre.

„Die Gottheit ist auf der Jagd," sprach der Priester und blickte mich seltsam mit den schmalgeschlitzten Augen an.

„Sage mir, in welchem Walde, so will ich mit ihr reiten," erwiderte ich. Er kämmte die weichen Fransen seiner Tunika mit seinen langen spitzigen Fingern aus. „Die Gottheit schläft," murmelte er.

„Sage mir, auf welchem Lager, so will ich bei ihr wachen," erwiderte ich.

„Die Gottheit ist beim Festmahl," rief er.

„Ist der Wein süß, so will ich mit ihr

trinken, und schmeckt er bitter, so will ich ihn gleichfalls mit ihr trinken," war meine Antwort.

Er neigte voll Staunen den Kopf und nahm mich bei der Hand und hob mich auf und führte mich in den Tempel.

Und im ersten Gemache sah ich ein Götzenbild auf einem Throne von Jaspis sitzen, der mit großen Perlen aus dem Osten eingesäumet war. Es war aus Elfenbein geschnitzt und seine Gestalt glich der Gestalt eines Mannes. Auf seiner Stirn saß ein Rubin und dickes Öl tropfte aus seinem Haare auf die Schenkel nieder. Seine Füße waren vom Blute eines frisch geschlachteten Lammes rotgenetzt und um seine Lenden gürtete sich ein kupferner Gurt, der mit sieben Beryllen besetzt war.

Und ich sprach zum Priester: „Ist dies der Gott?" Und er erwiderte: „Dies ist der Gott."

„Zeige mir den Gott," rief ich, „oder wahrlich, ich töte dich," und ich berührte seine Hand und sie wurde welk.

Und der Priester flehte und sprach: „Es heile der Herr seinen Knecht, und ich will den Gott ihm zeigen."

Da hauchte ich mit meinem Hauche auf seine Hand, und sie ward wieder stark, er aber zitterte und führte mich in ein zweit Gemach, und ich sah ein Götzenbild in einem Lotuskelche aus Nephriten stehen, der mit großen Smaragden

behangen war. Es war aus Elfenbein geschnitzt und seine Größe war zweifach Mannesgröße. An seiner Stirne hing ein Chrysolith und seine Brüste waren mit Myrrhen und Zimmet geölt. In einer Hand hielt es ein krummes Szepter aus Nephriten und in der anderen einen runden Kristall. Es trug Stiefel von Kupfer und sein dicker Hals war mit einem Bunde Selenithen umwunden.

Und ich sprach zum Priester: „Ist dies der Gott?“ und er erwiderte: „Dies ist der Gott.“

„Den Gott zeig' mir,“ rief ich, „oder wahrlich, ich morde dich.“ Und ich berührte seine Augen: da wurden sie blind.

Und der Priester flehte und sprach: „Es heile der Herr seinen Knecht und ich will den Gott ihm zeigen.“

Da hauchte ich mit meinem Hauche auf seine Augen und wieder kam ihm das Licht. Und er erzitterte von neuem und führte mich in das dritte Gemach. Und siehe! Kein Götzenbild stand darin, noch sonst ein Bildnis — nur ein Spiegel von rundem Metall, auf einem Altare von Stein.

Und ich sprach zum Priester: „Wo ist der Gott?“

Und er antwortete mir: „Wir haben keinen Gott. Nur diesen Spiegel, den du siehst: Denn dies ist der Spiegel der Weisheit, und er spiegelt alle Dinge wieder, so im Himmel und auf Erden

sind, nur das Gesicht dessen nicht, der hineinschaut. Dieses spiegelt er nicht wieder, auf daß er, der hineinschaut, weise sei. Es gibt viele andere Spiegel, aber sie sind die Spiegel der Meinungen. Dieser nur ist der Spiegel der Weisheit. Und jene, die diesen Spiegel besitzen, wissen jed' Ding, noch gibt es irgendwie Verborgenes für sie. Und jene, die ihn nicht besitzen, missen Weisheit. Darum ist dies der Gott und darum beten wir ihn an." Und ich blickte in den Spiegel, und es war, wie er gesprochen hatte.

Und ich tat Seltsames. Doch ist meine Tat ohne Belang, denn: In einem Tale, das nur eine Tagreise fern von hier liegt, habe ich den Spiegel der Weisheit verborgen. Nimm mich wieder in dich auf, laß mich dir dienen, und du sollst weiser sein, als alle Weisen, und die Weisheit selbst sei dein. Nimm mich wieder in dich auf, und keiner wird dir an Weisheit gleichen."

Der junge Fischer aber lachte. „Liebe ist hehrer als Weisheit," rief er, „und die kleine Meermaid liebt mich."

„Nicht doch! Es gibt nichts, das der Weisheit gliche," sprach die Seele.

„Liebe ist hehrer," erwiderte der junge Fischer, und er tauchte in die Tiefe und schluchzend zog die Seele ihres Weges, über das Sumpfland hin.

*

Und als das zweite Jahr verstrichen war, stieg die Seele wieder zum Ufer des Meeres nieder und rief den jungen Fischer und er kam aus der Tiefe und sprach: „Was rufest du mich?"

Und die Seele erwiderte: „Komm näher, daß ich zu dir spreche, denn Wunderbares habe ich gesehen."

Da kam er näher und lagerte sich in das seichte Wasser und lehnte den Kopf auf die Hand und lauschte.

Und die Seele sprach zu ihm: „Da ich dich verließ, wandte südwärts ich das Antlitz und wanderte. Aus dem Süden kommt jedwede Kostbarkeit. Sechs Tage lang zog ich die Landstraßen dahin, die zur Stadt Asthar führen, die staubigen, rotgefärbten Landstraßen dahin, die Pilger entlang ziehen, und am Morgen des siebenten Tages hob ich die Augen, und siehe: zu meinen Füßen lag die Stadt, denn sie liegt in einem Tale.

Neun Tore führen in diese Stadt und vor jedem Tore steht ein Pferd aus Erz, das wiehert, wenn sich die Beduinen aus den Bergen niederstehlen. Die Mauern sind kupfergefaßt und die Dächer auf den Wachttürmen erzgedeckt. In jedem Turme steht ein Bogenschütze, dessen Hand den Bogen hält. Bei Sonnenaufgang schlägt er mit seinem Pfeile an ein Schall-

becken, und bei Sonnenuntergang bläst er durch ein Horn von Horn.

Da ich eintreten wollte, hielten mich die Wachen an und frugen, wer ich sei. Ich gab zur Antwort, daß ich ein Derwisch sei und auf dem Weg nach Mekka, allwo ein grüner Schleier wäre, worauf der Koran von Engelhand in Silberlettern gestickt. Sie waren voll des Staunens und baten mich einzutreten.

Drinnen aber geht es zu wie in einem Bazar. Wahrlich, du hättest an meiner Seite sein sollen: Durch die engen Straßen flattern lustig Laternen aus Papier gleich großen Schmetterlingen. Bläst der Wind über die Dächer, so steigen und fallen sie wie farbenbunte Seifenblasen. Vor ihren Läden sitzen die Kaufleute auf seidenen Teppichen. Sie tragen geradelinige schwarze Bärte, und ihre Turbane sind mit Goldzechinen übersäet und lange Ketten aus Bernstein- und geschnittenen Pfirsichsteinen gleiten durch ihre kalten Finger. Einige von ihnen verkaufen Galbanum und Narden und seltsame Wohlgerüche von den Inseln des indischen Ozeans, und dick träufelndes Öl roter Rosen und Myrrhen und winzige nagelförmige Nelken. Hält man an, um mit ihnen zu reden, so werfen sie kleine Stückchen Weihrauch auf ein Kohlenbecken und süßen die Luft. Einen Syrier hab' ich gesehen, der hielt in der Hand eine dünne Rute, die einem Rohre glich. Graue Rauchfäden wanden

sich daraus empor, und da sie brannte, glich ihr Duft der rosenfarbenen Mandelblüte im Lenz. Andere verkaufen silberne Armspangen, die allüber mit milchigblauen Türkisen prunken, und metallene Knöchelspangen, die mit winzigen Perlen gefranst sind, und goldgefaßte Tigerklauen und die gleichfalls goldgefaßten Klauen jener goldgebräunten Katze, des Leoparden, und Ohrringe aus durchlöcherten Smaragden, und Fingerringe aus gehöhlten Nephriten. Aus den Teehäusern weht der Klang der Guitarre und die Opiumraucher blicken mit weißen, starrlächelnden Gesichtern auf die Vorübergehenden heraus.

Wahrlich! wahrlich! Du hättest bei mir sein sollen. Die Weinverkäufer erkämpften sich mit den Ellbogen den Weg durch die Menge und tragen große schwarze Schläuche auf den Schultern. Die meisten verkaufen Wein aus Schiraz, der süß wie Honig ist. Sie schenken ihn in kleine Metallschalen und streuen Rosenblätter darauf. Auf dem Marktplatze stehen die Obstverkäufer, die aller Art Früchte verkaufen: Reife Feigen mit wundblutendem Fleische, Melonen, die nach Moschus duften und gelb wie Topaze sind. Zitronen und Rosenäpfel und Bündel weißer Trauben, runde, rotgüldene Orangen und längliche Zitronen aus grünem Gold. Einmal sah ich einen Elefanten vorüberschreiten. Sein Rüssel war mit Karmin

und Gelbwurz gefärbt und über seine Ohren war ein Netz hellroter Seidenschnüre gezogen. Er stand vor einer der Buden still und fing an, die Orangen zu fressen, und der Mann lachte bloß. Du kannst dir nicht vorstellen, welch seltsames Volk dies ist. Fühlen sie sich froh, so gehen sie zu einem Vogelverkäufer und kaufen von ihm einen gefangenen Vogel und schenken ihm die Freiheit, auf daß ihre Freude größer sei. Und sind sie traurig, so geißeln sie sich mit Dornen, auf daß ihr Gram nicht geringer werde.

Eines Abends stieß ich auf Neger, die durch den Bazar eine schwere Sänfte trugen. Sie war aus vergoldetem Bambusrohre, und die Stangen waren aus hellrotem Lacke mit erzenen Pfauen eingelegt. Vor den Fenstern hingen dünne Vorhänge aus Musselin, die mit Käferflügeln und winzigen Stickperlen bestickt waren. Und da sie vorüberzog, sah eine bleiche Zirkassin heraus und lächelte mir zu. Ich folgte, und die Neger beschleunigten die Schritte und murrten. Ich aber achtete dessen nicht. Ich fühlte eine große Neugierde in mir erwachen.

Endlich hielten sie vor einem viereckigen weißen Hause. Es hatte keine Fenster, nur eine kleine Türe, die der Türe eines Grabes glich. Sie setzten die Sänfte nieder und klopften dreimal mit einem kupfernen Hammer an. Ein Armenier in einem Kaftan aus grünem

Leder spähte durch das Türfenster, und da er sie erblickte, öffnete er und breitete einen Teppich auf den Boden, und die Frau stieg aus. Beim Hineingehen wandte sie sich um und lächelte mir wieder zu. Ich hatte nie jemand gesehen, der so bleich war. Als der Mond aufging, kehrte ich zur selben Stelle zurück und suchte nach dem Hause. Doch es stand nicht länger an der Stelle. Als ich das sah, wußte ich, wer die Frau war, und warum sie mir zugelächelt hatte.

Wahrlich, du hättest mit mir sein sollen. Am Feste des jungen Mondes ging der junge Kaiser aus seinem Palaste hervor und trat in die Moschee, zu beten. Sein Haar und sein Bart waren mit Rosenblättern gefärbt, und seine Wangen mit feinem Goldstaube bestaubt. Die Flächen seiner Hände und seiner Füße waren gelb von Safran.

Bei Sonnenaufgang ging er aus seinem Palaste hervor in einem Gewande von Silber, und bei Sonnenuntergange kehrte er darein zurück in einem Gewand von Gold.

Das Volk warf sich auf die Erde und verhüllte das Angesicht. Ich aber wollte das nicht tun. Ich stand bei dem Brettverschlage eines Dattelhändlers und wartete. Als der Kaiser meiner gewahr wurde, zog er die gemalten Augenbrauen in die Höhe und hielt im Wege inne. Ich verharrte reglos und erwies ihm

keine Huldigung. Das Volk staunte ob meiner Kühnheit und riet mir, aus der Stadt zu fliehen. Ich achtete ihrer nicht, sondern ging hin und setzte mich zu den Verkäufern fremder Götter, die man um ihres Gewerbes willen in Abscheu hält. Als ich ihnen erzählte, was ich getan, schenkte mir ihrer jeder einen Gott und bat mich, von ihm zu gehen.

In jener Nacht, da ich in dem Teehause, das in der Granatapfelbaumstraße steht, auf einem Kissen ruhte, kamen die Wachen des Kaisers und führten mich in sein Schloß. Alsbald ich es betreten hatte, schlossen sie Türe um Türe hinter mir ab und legten eine Kette vor. Im Innern war ein großer Hof mit Säulengängen. Die Wände waren aus weißem Alabaster, hier und dort mit blauen und grünen Ziegeln eingelegt. Die Säulen waren aus grünem Marmor, und das Pflaster aus einer Art pfirsichblütenfarbenen Marmors. Ich hatte niemals Ähnliches gesehen.

Da ich durch den Hof ging, schauten von einem Altan zwei verschleierte Frauen herab und fluchten mir. Die Wachen hasteten vorbei und die Schäfte ihrer Lanzen dröhnten auf dem spiegelglatten Pfaster. Sie öffneten eine Türe aus gedrechseltem Elfenbein, und ich befand mich in einem wasserreichen Garten, der sieben Terrassen hatte. Er war mit Tulpen und Mohnblumen und silberknospenden Aloen bepflanzt.

Gleich einer schlanken Säule aus Kristall hing ein Springbrunnen im Dämmer der Luft. Die Zypressen glichen erloschenen Fackeln. Von einer herab sang eine Nachtigall.

Am Ende des Gartens stand ein kleines Zelt. Da wir uns näherten, schritten zwei Eunuchen daraus herfür, uns entgegen. Ihre fetten Leiber schwankten, da sie gingen, und sie spähten mit ihren gelblidrigen Augen neugierig nach mir herüber. Einer von ihnen nahm den Hauptmann der Wache beiseite und flüsterte leisstimmig mit ihm. Der andere kaute indessen duftende Pastillen, die er mit gezierter Handbewegung einer länglichen Dose von lilafarbigem Email entnahm.

Kaum waren wenige Augenblicke verstrichen, verabschiedete der Hauptmann der Wache die Soldaten. Sie gingen zum Palast zurück. Die Eunuchen folgten ihnen langsam und pflückten im Vorübergehen die süßen Maulbeeren von den Bäumen. Einmal drehte sich der Ältere der beiden um und lächelte mir mit übeldeutendem Lächeln zu.

Dann winkte mich der Hauptmann der Wache an den Eingang des Zeltes heran. Ohne zu zittern schritt ich hin, lüftete den schweren Vorhang und trat ein.

Da lag der junge Kaiser, auf ein Lager gefärbter Löwenfelle gestreckt, und ein Falke hockte auf seiner Faust. Hinter ihm stand ein

Nubier mit steifem Turban, bis zu den Hüften nackt, in den gespaltenen Ohren schwere Ohrgehänge. Auf einem Tisch neben dem Lager ruhte ein mächtiger Pallasch aus Stahl.

Als der Kaiser mich erblickte, zog er die Stirne kraus und sprach: „Wie nennst du dich? Weißt du nicht, daß ich Kaiser bin in dieser Stadt?" Ich aber gab keine Antwort.

Er deutete mit dem Finger auf den Pallasch, und der Nubier ergriff denselben und stürzte vor und hieb nach mir mit großer Wucht. Die Schneide sauste auf mich nieder und tat mir kein Leid. Der Mann stürzte zappelnd zu Boden, und wie er wieder aufstand, schlugen seine Zähne vor Grauen aufeinander, und er verbarg sich hinter der Lagerstadt.

Der Kaiser sprang auf die Füße und nahm von einem Waffenstande seine Lanze und schnellte sie nach mir. Ich fing sie im Fluge auf und brach den Schaft in zweie. Er schoß nach mir mit einem Pfeil, ich aber hob die Hände: da blieb er in Lüften hängen. Dann zog er aus einem Gürtel weißen Leders seinen Dolch und grub ihn tief dem Nubier in den Hals, auf daß der Sklave von seiner Schande nicht erzähle. Der Mann krümmte sich wie eine zertretene Natter und roter Schaum rann ihm von den Lippen.

Alsbald er tot, wandte der Kaiser sich zu mir. Und als er sich den hellen Schweiß mit

einem Tüchlein aus purpurgestickter Seide von der Stirne gewischt, sprach er zu mir: „Bist du ein Prophet, dieweil ich dich nicht töten kann oder der Sohn eines Propheten, dieweil ich dich nicht zu verwunden vermag? Ich bitte dich, meide noch heute Nacht meine Stadt, denn da du in ihr wohnest, bin nicht ich hier Herr."

Und ich erwiderte ihm: „Für die Hälfte deiner Schätze will ich gehen. Gib mir die Hälfte deiner Schätze, so werde ich von hinnen gehen."

Er nahm mich bei der Hand und führte mich hinaus in den Garten. Da der Hauptmann der Leibwache meiner ansichtig ward, staunte er. Da die Eunuchen meiner ansichtig wurden, zitterten ihre Knie und sie stürzten voll der Angst zu Boden.

Das Schloß birgt ein Gemach, das Wände aus rotem Porphyr hat und eine erzgeschuppte Decke, von welcher Lampen niederhängen.

Der Kaiser berührte eine der Wände und sie öffnete sich und wir gingen einen Gang entlang, der von vielen Fackeln hell war. Rechts und links in Nischen standen hohe Weinkrüge, mit Silberstücken bis an den Rand gefüllt. Da wir die Mitte des Ganges erreicht hatten, sprach der Kaiser jenes Wort, das sonst keiner sprechen darf. Allsobald sprang, von geheimer Feder gerührt, ein graniten Tor zurück und er

verhüllte die Augen mit den Händen, auf daß seine Augen nicht geblendet würden.

Du vermagst wohl kaum zu ahnen, welch Ort der Wunder dies war: da lagen Riesenschalen von Schildkrot, mit Perlen angehäuft, und große ausgehöhlte Mondsteine, worin sich rote Rubinen türmten. Das Gold stand in Koffern aus Elefantenhaut aufgespeichert und Goldstaub in ledernen Flaschen. Da gab es Opale und Saphire, in kristallenen Schalen erstere, in Nephritschalen die letzteren. Runde grüne Smaragden waren auf dünnen Elfenbeinplatten geschichtet und in einer Ecke reihten sich seidene, hochgefüllte Säcke, einige voll mit Türkisen, andere mit Beryllen. Die elfenbeinernen Hörner waren mit purpurnen Amethysten hochgefüllt und die Hörner aus Erz mit Kalkedonen und Sarden. Die Pfeiler aus Zedernholz hingen schwer mit Schnüren gelber Luchssteine. In den flachen länglichen Schilden häuften sich Karfunkel; welche von Farbe des Weines, von Farbe des Grases andere. Mit all dem aber habe ich dir kein Teilchen all dessen, was da war, geschildert.

Und als der Kaiser die Hände vom Gesicht gezogen hatte, sprach er zu mir: „Dies ist mein Schatzhaus und die Hälfte von allem sei dein, so wie ich dir verhieß. Auch will ich dir Kamele und Kameltreiber schenken und sie sollen tun nach deinem Worte, und deinen Teil des Schatzes

8*

tragen, wohin du auch zu gehen verlangst. Heute Nacht aber soll noch all dies geschehen, denn ich möchte nicht, daß die Sonne, die mein Vater ist, schaue, wie in meiner Stadt ein Mann lebt, den ich nicht zu töten vermag."

Ich aber erwiderte ihm: „Das Gold, das hier liegt, bleibe dein, und auch das Silber bleibe dein. Dein auch mögen die kostbaren Juwelen bleiben und die Gegenstände ohne Preis. Ich trage nach all diesem nicht Begehr. Auch will ich nichts von dir nehmen, als diesen kleinen Ring vom Finger deiner Hand."

Und der Kaiser furchte die Stirne. „Es ist nur ein Ring aus Blei," rief er, „und hat keinerlei Wert. Drum nimm, was von dem Schatze dein, und meide meine Stadt."

„Nein," erwiderte ich. „Nicht will ich anderes nehmen, als diesen Ring aus Blei. Weiß ich doch, was drauf geschrieben steht, und was es bedeutet."

Da bebte der Kaiser und blickte mich an und sprach: „Nimm alle meine Schätze und meide meine Stadt. Auch die Hälfte, so mein noch ist, soll dein sein."

Ich aber tat Seltsames. Doch nicht davon will ich sprechen, denn: in einer Höhle, eine Tagreise von hier entfernt, habe ich den Ring des Reichtumes verborgen. Eine Tagreise von hier entfernt, liegt er verborgen und harret dein. Wer diesen Ring sein Eigen nennt, ist reicher

denn alle Könige der Welt. Darum komm und nimm ihn: und alle Schätze der Erde sind dein."

Der junge Fischer aber lachte. „Die Liebe ist reicher als Reichtum," rief er. „Und die kleine Meermaid liebt mich."

„Nein, nichts ist reicher denn Reichtum. Reichtum gilt mehr denn alles andere," sprach die Seele.

„Liebe gilt mehr," erwiderte der junge Fischer. Und er tauchte hinab in die Tiefe. Die Seele aber zog schluchzend ihres Weges allüber das Sumpfland hin.

*

Und da das dritte Jahr verstrichen war, kam die Seele herab zum Ufer der See und rief den jungen Fischer. Und er stieg empor aus der Tiefe und sprach: „Warum rufest du mich?"

Und die Seele erwiderte: „Komm näher, auf daß ich zu dir sprechen mag, denn ich habe der Wunder gar viele gesehen."

Und er kam näher und ruhte in dem seichten Wasser und lehnte das Haupt auf die Hand und lauschte.

Und die Seele sprach zu ihm:

„In einer Stadt, die ich kenne, ist eine Herberge, die am Flußrand steht. Dort saß ich mit Matrosen, die von zweifarbigem Weine tranken und Gerstenbrot aßen und kleine gesalzene Fische,

die man auf Lorbeerblättern mit Essig herumreichte.

Da wir so saßen und guter Dinge waren, gesellte sich ein alter Mann zu uns, der einen Lederteppich trug und eine Laute mit zwei Bernsteinhörnern. Und als er den Teppich auf den Boden gebreitet hatte, schlug er mit einer Feder auf die Drahtsaiten seiner Laute und ein Mädchen mit verhülltem Antlitz lief herein und begann vor uns zu tanzen. Ihr Antlitz war mit einem Gazeschleier bedeckt, doch ihre Füße waren nackt. Nackt waren ihre Füße und sie glitten gleich zwei weißen Täubchen über den Teppich hin. Nie habe ich so Wunderbares gesehen. Und die Stadt, in der sie tanzte, liegt nur eine Tagreise weit von hier."

Und als der Fischer die Worte seiner Seele hörte, kam es ihm in den Sinn, daß die kleine Meermaid keine Füße hatte und nicht tanzen konnte. Und es überfiel ihn eine große Sehnsucht und er sprach zu sich selber: „Eine Tagreise nur ist es hin, und ich kann ja zu meiner Liebe zurückkehren." Und er lachte, hob sich in dem seichten Wasser hoch und schritt dem Ufer zu.

Und da er das trockene Ufer erreicht hatte, lachte er von neuem und breitete die Arme aus nach seiner Seele und die Seele stieß einen lauten Schrei des Jubels aus und eilte auf ihn zu und nahm von ihm Besitz. Und der junge Fischer sah vor sich auf dem Sande den Schatten

seines Körpers ausgebreitet ruhen, welcher der Körper der Seele ist.

Und seine Seele sprach zu ihm: „Laß uns nicht zögern, sondern unversäumt hineingehen, denn die Meergötter sind neidisch und haben Ungeheuer zu Knechten, die ihrem Gebote gehorchen.“

So eilten sie unverweilt von dannen und wanderten die Nacht lang. Und die ganze Nacht wanderten sie unter dem Auge des Mondes und den ganzen Tag wanderten sie unter dem Sonnenaug' dahin. Und am Abend des Tages gelangten sie in eine Stadt.

Und der junge Fischer sprach zu seiner Seele: „Ist dies die Stadt, worin sie tanzt, von der du mir erzählt hast?“

Und seine Seele erwiderte ihm: „Nicht diese Stadt ist es, sondern eine andere. Doch laß uns eintreten allhier.“

So betraten sie denn die Stadt und gingen durch die Straßen, und da sie durch die Straße der Goldschmiede kamen, erblickte der junge Fischer einen schönen Silberbecher, der in einer Bude zur Schau gestellt war. Und seine Seele sprach zu ihm: „Nimm diesen Silberbecher und verbirg ihn.“

Da nahm er den Becher und verbarg ihn in den Falten seines Gewandes und sie gingen eilends aus der Stadt.

Und als sie eine Meile weit gegangen und

fern der Stadt waren, furchte der junge Fischer die Brauen und warf den Becher von sich und sprach zu seiner Seele: „Wie konntest du mich diesen Becher nehmen und ihn verbergen heißen? War es ein übel Ding doch, so ich tat.“

„Seine Seele aber erwiderte ihm: „Sei ruhig, sei ruhig!“

Und am Abend des zweiten Tages kamen sie in eine Stadt und der junge Fischer sprach zu seiner Seele: „Ist dies die Stadt, in der sie tanzt, von der du mir gesprochen hast?“

Und seine Seele erwiderte ihm: „Nicht diese Stadt ist es, sondern eine andere. Doch laß uns eintreten allhier.“

So schritten sie hinein und schritten durch die Straßen, und als sie durch die Straße der Sandalenhändler gingen, sah der junge Fischer ein Kind bei einem Wasserbrunnen stehen und seine Seele sprach zu ihm: „Schlage dies Kind!“ Da schlug er das Kind, bis es aufschluchzte. Und da er dies getan, gingen sie eilends hinaus aus der Stadt.

Und als sie eine Meile weit gegangen und fern der Stadt waren, faßte den jungen Fischer gerechter Zorn und er sprach zu seiner Seele: „Warum gebotest du mir, dieses Kind zu schlagen? War es ein übel Ding doch, was ich tat.“

Doch seine Seele entgegnete ihm: „Sei ruhig! sei ruhig!“

Und am Abende des dritten Tages kamen sie in eine Stadt und der junge Fischer sprach zu seiner Seele: „Ist dies die Stadt, in der sie tanzt, von der du mir gesprochen hast?“

Und seine Seele erwiderte ihm: „Mag sein, daß dies die Stadt ist, drum laß uns eintreten allhier.“

So schritten sie hinein und schritten durch die Straßen. Doch nirgends konnte der junge Fischer den Fluß gewahren, noch die Herberge, die an Flussesufer stand.

Und die Einwohner der Stadt blickten ihn neugierig an und Furcht faßte ihn und er sprach zu seiner Seele: „Laß uns von hinnen gehen, denn sie, die mit weißen Füßen tanzet, ist nicht hier.“

Und seine Seele erwiderte: „Nicht doch, laß uns hier verweilen, denn die Nacht ist dunkel und Räuber werden am Wege lungern.“

So setzte er sich auf dem Marktplatz nieder und ruhte. Und nach einer Weile kam ein Kaufmann vorbei, der einen Mantel aus Tartarentuch um den Leib geschlungen und eine Laterne aus durchlöchertem Horn an der Spitze eines knotigen Rohres trug. Und der Kaufmann sprach zu ihm: „Weshalb sitzest du hier auf dem Marktplatz, da doch die Buden verschlossen und die Ballen verschnürt sind?“

Und der Fischer erwiderte ihm: „Ich kann in dieser Stadt keine Herberge finden. Auch

habe ich keinen Verwandten, der mir Obdach gäbe."

„Sind wir nicht alle eines Blutes," sprach der Kaufmann, „und hat nicht Gott uns alle erschaffen? Folge mir, hat mein Haus doch Raum für Gäste."

Und der junge Fischer stand auf und folgte dem Kaufmann in sein Haus. Und als er durch den Garten voll Äpfeln der Granate gegangen und in das Haus getreten war, brachte ihm der Kaufmann in einer kupfernen Schale Rosenwasser, auf daß er seine Hände wasche, und reife Melonen, auf daß er seinen Durst stille, und setzte eine Schüssel mit Reis und ein Stück gebratenen Lammes vor ihn hin. Und als er mit der Mahlzeit zu Ende war, führte ihn der Kaufmann in das Gastzimmer und hieß ihn schlafen und rasten. Und der junge Fischer dankte ihm und küßte den Ring an seiner Hand und warf sich nieder auf die Teppiche aus gefärbtem Ziegenhaar. Und da er sich mit einer Decke aus schwarzer Lammwolle zugedeckt hatte, fiel er in Schlaf.

Doch drei Stunden, ehe der Morgen graute, da es Nacht noch war, weckte ihn seine Seele und sprach zu ihm: „Stehe auf und gehe in das Gemach des Kaufmanns, in das Gemach, darin er schläft, und töte ihn und nimm ihm sein Gold, denn wir brauchen es."

Und der junge Fischer stand auf und schlich

zu dem Gemach des Kaufmanns. Und über den Füßen des Kaufmanns lag ein gebogenes Schwert und die Lade zu Häupten des Kaufmanns enthielt neun Beutel voll Goldes. Und er streckte die Hand aus und berührte das Schwert, und da er es berührte, fuhr der Kaufmann aus dem Schlaf empor und sprang auf, ergriff das Schwert und rief dem jungen Fischer zu: „Erwiderst du Gutes mit Bösem, und zahlst du mit Blutvergießen für die Güte, die ich dir erwies?“

Und es sprach die Seele zu dem jungen Fischer: „Triff ihn!“ Da traf er ihn so hart, daß er bewußtlos niederstürzte. Dann ergriff er die neun Beutel Goldes und floh. Floh hastig durch den Garten voll Äpfeln der Granate, und kehrte sein Angesicht dem Sterne zu, der der Stern des Morgens ist. Und da sie eine Meile weit gegangen und von der Stadt entfernt waren, schlug sich der junge Fischer die Brust und sprach zu seiner Seele: „Weshalb hießest du mich den Kaufmann töten und sein Gold rauben? Wahrlich, du bist verrucht!“

Doch seine Seele entgegnete ihm: „Sei ruhig! sei ruhig!“

„Nicht doch!“ rief der junge Fischer. „Ich kann nicht Ruhe finden, denn ich verabscheue all das, wozu du mich verlockt. Ich verabscheue auch dich und ich gebeue dir: Sag' mir, warum du solches an mir getan!“

Da entgegnete ihm die Seele: „Da du mich von dir sandtest, in die Welt hinaus, gabest du mir kein Herz mit auf den Weg. Und also lernte jene Dinge ich und lernte, sie zu lieben."

„Was sprichst du?" murmelte der junge Fischer.

„Du weißt es," entgegnete seine Seele, „du weißt es wohl. Hast du vergessen, daß du mir kein Herz mitgabest? Ich glaube es kaum. Drum quäle dich nicht, noch quäle mich, sondern sei ruhig. Wird es doch von allen Schmerzen keinen geben, den du nicht um dich verbreiten wirst, und von allen Wonnen keine, die dein nicht bliebe.

Und als der junge Fischer diese Worte hörte, erbebte er und sprach zu seiner Seele: „Wehe, du bist verrucht! Du hast meine Liebe in Vergessen ertränkt und hast mich mit Versuchungen versucht. Hast meine Füße den Pfad der Sünde geführt."

Und seine Seele entgegnete ihm: „Hast du wahrhaftig vergessen, daß du mir kein Herz mitgabst, als du mich von dir sandtest in die Welt hinaus? Komm, laß uns in eine andere Stadt ziehen und fröhlich sein! Sind doch neun Beutel Goldes unser."

Der junge Fischer aber nahm die neun Beutel Goldes, schleuderte sie zu Boden und trat sie mit Füßen. „Hebe dich weg!" rief er. „Nichts will ich fürderhin mit dir zu schaffen haben,

noch will ich weiter deine Wege wandern. Nein, so wie ich einmal schon dich von mir gesandt, will ich dich jetzo von mir senden: denn nicht Gutes hast du in mir gezeugt."

Er stellte sich mit dem Rücken gegen den Mond, und mit dem kleinen Messer, dessen Knopf aus grüner Schlangenhaut, versuchte er, vor seinen Füßen den Schatten des Körpers abzuschneiden, welcher der Körper der Seele ist.

Doch seine Seele wich nicht. Sie folgte nicht seinem Geheiße, sondern sprach: „Die Zauberformel, so dich die Hexe gelehrt, frommt dir nicht länger, denn ich kann dich nimmer verlassen, und nimmer vermagst du mich von dir zu senden. Einmal im Leben kann der Mensch seine Seele von sich senden, doch der sie wieder aufnimmt, muß sie für immerdar behalten: Und dies ist seine Strafe und sein Lohn."

Und der junge Fischer erbleichte und krampfte die Hände ineinander und rief: „Weh über die falsche Hexe, die mir das nicht gesagt."

„Schilt sie nicht falsch!" erwiderte die Seele. „Sie war Ihm treu, zu dem sie betet, und dessen Magd sie ewig sein wird."

Und da der junge Fischer begriff, daß er nicht mehr seiner Seele ledig werden könne, und daß er eine schlechte Seele in sich trüge, die ewig bei ihm bleiben würde, fiel er zu Boden und schluchzte bitterlich.

*

Und es war Tag, als sich der junge Fischer wiederum erhob und also zu seiner Seele sprach: „Ich will mir die Hände binden, auf daß sie nicht zu tun vermögen nach deinem Geheiß und meine Lippen versiegeln, auf daß sie nicht deine Worte sprechen! Und ich will wiederkehren zu der Stelle, allwo sie, die ich liebe, ihren Wohnsitz hat. Zum Meer will ich heimkehren und zu der kleinen Bucht, allwo sie zu singen pflegt. Und ich will sie rufen und ihr das Böse eingestehen, das ich getan, und das Böse, das du in mir wachgerufen hast."

Und seine Seele versuchte ihn und sprach: „Wer ist denn deine Liebe, daß du zu ihr zurückkehren solltest? Die Welt hat ihrer viele, die schöner sind als sie. In Samaris sind Tänzerinnen, die im Tanze wie Vögel und Tiere sind. Ihre Füße sind hennabemalt und in den Händen halten sie kleine kupferne Klingeln. Sie lachen beim Tanze, und ihr Lachen ist so hell wie das Lachen des Wassers. Folge mir, so will ich dich zu ihnen führen, denn was soll all deine Sündenfurcht? Ist Köstliches nicht für den, der es verkostet, geschaffen? Wirkt die Süßigkeit, die man schlürfet, Gift? Klage nicht, sondern folge mir in eine andere Stadt! Ganz nah von hier liegt eine kleine Stadt, in der ein Garten von Tulpenbäumen steht. In diesem lieblichen Garten, höre, wohnen weiße Pfauen und Pfauen mit blaugefiederter Brust. Ihr

Rad, wenn sie es sonnwärts spreizen, gleicht Scheiben aus Elfenbein und Scheiben aus Gold. Und jene, die sie füttert, tanzt zu ihrer Lust. Sie tanzet auf den Händen und wiederum andermal tanzet mit den Füßen sie. Ihre Augen sind bernsteinleuchtend und ihre Nasenflügel wie Schwalbenschwingen geschweift. Von einem Häkchen, in einem ihrer Nasenflügel, hängt eine Blume herab, die ist aus einer Perle geschnitten. Sie lacht beim Tanze, und die Silberringe um ihre Knöcheln klingeln gleich Silberglöckchen. Also quäle dich nicht länger, sondern folge mir in jene Stadt."

Der junge Fischer aber antwortete der Seele nicht, sondern verschloß mit dem Siegel des Schweigens die Lippen und band mit engem Knoten sich die Hände und wanderte zurück zur Stelle, von wannen er gekommen war, hin zu der kleinen Bucht, allwo sein Lieb zu singen pflegte. Und ständig wegan versuchte seine Seele ihn. Er aber gab ihr Antwort nicht, noch tat er irgend etwas von dem Bösen, wozu sie ihn verleiten wollte: allsogroß war die Macht der Liebe, die er in sich trug.

Und als er am Ufer des Meeres angelangt, lockerte er die Stricke von seinen Händen und löste das Siegel des Schweigens von den Lippen und rief die kleine Meermaid. Sie aber hörte nicht auf seinen Ruf, wenngleich er den ganzen Tag lang zu ihr rief und flehte.

Und seine Seele spottete sein und sprach: „Wahrhaftig! Geringe Freude nur schenkt deine Liebe dir. Du gleichest einem, der zur Zeit der Wassernot Wasser in ein durchlöchertes Gefäß gießt. Du gibst alles, was dein ist, hin, und nichts wird dir dafür zurückgegeben. Dir wäre besser, du folgtest mir, denn ich weiß, wo das Tal der Lust liegt und welche Wonnen es birgt."

Der junge Fischer aber antwortete seiner Seele nicht, sondern baute sich in einem Felsenspalt ein Haus aus Schilf und wohnte dort ein langes Jahr. Und alltäglich zur Mittagsstunde rief er sie wieder, und wenn die Nacht sank, sprach er ihren Namen leise, ungezähltemal. Doch niemals stieg sie aus dem Meere ihm entgegen. Und an keiner Stelle der See konnte er sie finden, wenngleich er sie in den Höhlen suchte und in den grünen Wassern, in den Tiefen der Fluten und in den Brunnen, die unten am Grunde sind.

Hingegen versuchte seine Seele ihn mit Sünde wieder und wieder und flüsterte ihm Entsetzliches zu. Aber nichts vermochte etwas gegen ihn: allsogroß war die Macht seiner Liebe. Und als das Jahr verstrichen war, dachte die Seele bei sich selbst: „Ich habe meinen Herrn mit Sünden versucht und seine Liebe ist stärker als ich. So will ich ihn denn mit Tugend versuchen. Mag sein, daß er dann mir folgt."

Und so sprach sie zum jungen Fischer und

sagte: „Ich habe dir von den Freuden dieser Welt erzählt, und du hast ein taubes Ohr mir zugekehrt. Gestatte mir nun, dir von dem Leide der Welt zu erzählen. Mag sein, daß du diesem lauschen wirst. Denn in Wahrheit, Leid ist der Herr der Welt, und keiner ist, der seinem Netze zu entschlüpfen vermöchte. Die einen haben keine Kleidung, die anderen haben kein Brot. Witwen weinen in Purpur und Witwen weinen in Lumpen. Hin und zurück über die Sümpfe ziehen die Aussätzigen, und grausam sind sie gegeneinander. Die Landstraße auf und nieder schleichen die Bettler und ihre Ränzel sind leer. Durch die Straßen der Stadt schreitet Hungersnot und vor dem Tore kauert die Pest. Komm, laß uns gehen, und all dem Linderung schaffen und es ändern! Warum solltest du hier verweilen und deine Liebe rufen, da jene deinem Ruf nicht folgt? Was ist auch Liebe, daß du also hohen Wert auf sie legest?"

Der junge Fischer aber gab keine Antwort: allsogroß war die Macht seiner Liebe. Und alltäglich beim Morgendämmer rief er die Meermaid und alltäglich zur Mittagsstunde rief er sie wieder, und nachts sprach er ihren Namen leise, ungezähltemale. Doch nie stieg sie aus dem Meere ihm entgegen und an keiner Stelle des Meeres konnte er si: finden, suchte er auch nach ihr in den Flüssen der See, und in den Tälern, die unter den Wogen liegen, und in

dem Meere, das Nacht purpurn färbt, und in dem Meere, das unter der Dämmerung ergraut.

Und als das zweite Jahr verstrichen war, sprach die Seele zu dem jungen Fischer, da es Nacht ward, und er einsam in seinem Hause von Schilf saß: „Wehe! ich habe dich mit Sünde versucht und habe dich mit Tugend versucht, und deine Liebe ist stärker als ich, darum will ich dich nicht länger versuchen. Doch flehe ich dich an, laß mich in dein Herz, auf daß ich mit dir eins werde, wie ich vorher eins war mit dir."

„Wahrlich darfst du hinein," sprach der junge Fischer, „denn gar Furchtbares mußt du gelitten haben in den Tagen, da du ohne Herz geirrt bist durch die Welt."

„Ach," rief die Seele, „ich kann nirgends Eintritt finden, alsoüberfüllt mit Liebe ist dies dein Herz."

„Und doch wollte ich, ich könnte dir helfen," sprach der junge Fischer.

Und da er so sprach, klang ein lauter Schrei des Schmerzes über das Meer herüber, ein Schrei, wie die Menschen ihn vernehmen, wenn vom Meervolk einer gestorben ist. Und der junge Fischer sprang auf und verließ sein Haus aus Schilf und lief ans Ufer. Und die schwarzen Wogen hasteten ans Land und trugen ihm eine Last zu, die weißer denn Silber war. Weiß wie die Brandung war sie und wiegte

sich wie eine Blume auf den Wogen, und die Brandung hob sie von den Wogen und der Gischt hob sie von der Brandung und das Ufer nahm sie auf, und der junge Fischer sah zu seinen Füßen die Leiche der kleinen Meermaid liegen. Tot lag sie da, zu seinen Füßen. Schluchzend wie einer, den das Leid zu Tode traf, warf er sich neben sie und küßte das kalte Rot des Mundes und spielte mit dem nassen Bernstein ihres Haares. Nieder auf den Sand, zu ihrer Seite warf er sich und schluchzte wie einer, der in Freude erzittert, und mit seinen braunen Armen preßte er sie an seine Brust. Kalt waren ihre Lippen, doch er küßte sie; salzig schmeckte der Honig ihres Haares, aber er kostete ihn mit bitterer Freude. Er küßte die gesenkten Lider, und der wilde Schaum, den er aus den Augenbechern schlürfte, war so salzig nicht, als seine Tränen. Und der Toten beichtete er alles.

In die Muscheln ihrer Ohren goß er den herben Wein seiner Geschichte. Er schlang die kleinen Hände sich um den Hals und streichelte mit seinen Fingern das schlanke Rohr ihrer Kehle. Bitter, bitter war seine Freude, und voll seltsamer Froheit war sein Schmerz.

Die schwarze See kam näher und der weiße Gischt stöhnte wie ein Aussätziger. Auf weißen Klauen von Gischt kroch die See ans Ufer. Aus dem Palaste des Königs drang wieder der

9*

Schrei der Trauer und weit draußen auf dem Meere bliesen die Tritonen gurgelrauh auf ihrem Horn.

„Fliehe!“ sprach seine Seele. „Denn immer näher wälzt sich das Meer, und wenn du zögerst, wird es dich morden. Fliehe weit fort, denn ich bange: sehe ich doch, daß dein Herz wider mich verschlossen ist, um deiner großen Liebe willen. Fliehe an einen anderen Ort. Wahrlich, du darfst mich nicht ohne Herz in eine andere Welt senden!“

Der junge Fischer aber lauschte seiner Seele nicht, sondern rief die kleine Meermaid und sprach: „Liebe ist weiser als Weisheit. Liebe ist reicher als Reichtum und schöner und lieblicher als die Füße der Menschentöchter. Feuersglut kann sie nicht zerstören und die Wasser können sie nicht löschen. Ich rief dich beim Morgendämmer und du kamst nicht auf meinen Ruf. Der Mond vernahm deinen Namen. Du aber achtetest meiner nicht. Denn gar übel hatte ich dich verlassen, und zu meinem Eigenverderb bin ich hinweggewandert. Doch war deine Liebe immerdar in mir und war stark immerdar, so daß nichts dagegen Stand zu halten vermochte, wenngleich ich der Sünde ins Auge blickte und der Tugend ins Auge blickte. Und nun, da du gestorben bist, will wahrlich auch ich mit dir sterben.“

Und seine Seele flehte, er möge sich retten.

Er aber wollte nicht: allsogroß war seine Liebe. Und die See wälzte sich heran und warf ihre Wellen über ihn, und da er wußte, daß das Ende nahe war, küßte er mit brünstigen Lippen die kalten Lippen der Meermaid, und das Herz in seinem Leibe brach. Und wie sein Herz also durch die Größe seiner Liebe brach, fand die Seele ihren Weg hinein, nahm sie den Weg hinein und war in ihm, wie sie zuvor in ihm gewesen war. Und das Meer bedeckte den jungen Fischer mit seinen Wogen.

*

Am andern Morgen aber zog der Priester aus, das Meer zu segnen, denn es war stürmisch gewesen. Und mit ihm zogen die Mönche und die Musikanten und die Kerzenträger und die Weihrauchschwinger und eine große Menge.

Und da der Priester zum Ufer kam, sah er den jungen Fischer ertrunken in der Brandung liegen, und von seinem Arm umklammert lag der Leichnam der kleinen Meermaid. Da trat er finster zurück und schlug das Zeichen des Kreuzes und sprach gar laut und rief: „Nicht will ich das Meer segnen, noch was immer es birgt. Verflucht sei das Meervolk und verflucht seien jene, die da Bündnis mit ihm schließen. Er aber, der um der Liebe willen Gott vergessen, und hier vom Gerichte Gottes samt seiner Buhle erschlagen liegt, — seinen Leib und den Leib

seiner Buhle hebt empor und verscharrt sie in einer Ecke des Schindangers und setzt keinen Stein darüber noch sonst ein Wahrzeichen irgendeiner Art, auf daß keiner den Platz ihrer Ruhestatt wisse. Denn verflucht waren sie im Leben und verflucht seien sie auch nach dem Tod!"

Da tat das Volk, wie er befohlen hatte. Und in einer Ecke des Schindangers, wo keine süßen Gräser wuchsen, gruben sie eine tiefe Grube und senkten die toten Leiber darein.

Und als das dritte Jahr dahingegangen war, an einem Tage, der ein heilger Tag, zog der Priester in die Kapelle, um dem Volk die Wundmale des Herrn zu zeigen und zu dem Volke über Gottes Zorn zu sprechen.

Und als er sich in sein Gewand gewandet hatte und eintrat und sich vor dem Altare neigte, sah er, wie der Altar mit seltsamen Blumen verziert war, die er nie zuvor gesehen. Seltsam anzuschauen waren sie und von wunderlicher Schönheit. Und ihre Schönheit verwirrte ihn und ihr Duft war all seinen Sinnen süß. Freude erfüllte ihn, und er wußte nicht, worüber er sich freute.

Und als er den Tabernakel geöffnet und der Monstranz, die darin stand, Weihrauch dargebracht und dem Volke die schöne Hostie gezeigt und sie dann wiederum hinter den Schleier der Schleier verborgen hatte, begann er zum Volke zu sprechen. Die Schönheit der weißen Blumen

aber verwirrte ihn, und ihr Duft schien all seinen Sinnen süß, und andere Worte drängten sich auf seine Lippen, und er sprach nicht vom Zorne Gottes, sondern von dem Gotte, dessen Name Liebe ist. Und weshalb er also sprach, wußte er nicht.

Und da seine Worte verklungen waren, weinte das Volk, und der Priester ging in die Sakristei zurück und seine Augen waren schwer mit Tränen. Die Diakone traten herein und fingen an, ihn zu entkleiden. Sie nahmen ihm die Alba und den Gurt ab, die Armstreifen und die Stola. Er aber glich einem Traumumfangenen.

Und als sie ihn entkleidet hatten, blickte er sie an und sprach: „Welcher Art gehören die Blumen an, die auf dem Hochaltare stehen, und woher sind sie?“

Sie antworteten ihm: „Wir wissen nicht die Art der Blumen, doch kommen sie aus der Ecke des Schindangers.“

Da zitterte der Priester, ging in sein Haus und betete.

Und am frühen Morgen, da es noch dämmerte, zog er aus mit den Mönchen und mit den Musikanten und mit den Kerzenträgern und mit den Weihrauchschwingern und mit einer großen Menge nieder zum Ufer der See und segnete die See und alle die wilden Geschöpfe, die sie birgt. Auch die Faune segnete er und

die kleinen Wesen, die im Waldland tanzen und die helläugigen Dingerchen, die durch das Blattwerk spähen. Alle Geschöpfe in Gottes Welt segnete er. Und das Volk war der Freude und des Wunders voll. Nie wieder aber wuchsen Blumen irgendwelcher Art in der Ecke des Schindangers, denn das Feld blieb unfruchtbar, wie es zuvor gewesen, noch kam das Meervolk wieder in die Bucht, wie es ehdem zu tun pflegte, denn es zog in einen anderen Teil des Meeres.

# Das Sternenkind.

Einst vor Zeiten schritten zwei arme Holzhauer durch einen großen Tannenwald dem Heime zu. Winter war es, und die Nacht war bitter kalt. Der Schnee lag hoch auf dem Erdboden und auf den Ästen der Bäume. Der Frost brach unaufhörlich Zweig um Zweig, zu beiden Seiten des Weges, den sie gingen. Und da sie zu der Bergache kamen, hing diese reglos in den Lüften: denn der Eiskönig hatte sie geküßt.

Es war so kalt, daß selbst die Säugetiere und die Vögel nicht wußten, wie sich schützen.

„Hu," heulte der Wolf, der, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt, durch das Unterholz schlich, „dieses Wetter ist einfach ungeheuerlich. Warum rührt sich denn die Regierung nicht?"

„Witte-witt, witte-witt," zwitscherten die grünen Hänflinge, „die alte Erde ist tot, und man hat sie zur Schau gestellt in ihrem weißen Totenlinnen."

„Die Erde will Hochzeit feiern, und dies ist ihr bräutlich Kleid," gurrten die Turteltauben einander zu. Ihre kleinen, rosigen Füßchen waren ganz frostzernagt, aber sie fühlten es als

ihre Pflicht, auch in dieser Lebenslage die Romantik zu wahren.

„Unsinn!“ knurrte der Wolf. „Ich sage euch, an allem trägt die Regierung schuld. Und glaubt ihr mir nicht, so freß' ich euch!“ Der Wolf war ausgesprochen praktischer Gesinnung und an Beweiskraft fehlte es ihm nie.

„Ich meinerseits,“ sagte der Specht, ein geborener Philosoph, „schere mich kein Atom um Erläuterungen. Wie eine Sache ist, so ist sie. Und augenblicklich ist es erbärmlich kalt.“

Und es war erbärmlich kalt. Die kleinen Eichhörnchen, die in den hohen Fichten lebten, rieben eines des anderen Näschen, um einander warm zu halten, und die Kaninchen rollten sich in ihren Löchern rund und wagten keinen Blick vor die Türe. Das einzige Volk, das hocherfreut schien, war das der großohrigen Eulen. Ihre Federn waren ganz reifgesteift, aber sie achteten dessen nicht und rollten ihre großen, gelben Augen und riefen einander durch den Wald zu: „Tuwitt! tuhu! tuwitt! tuhu — du wunderbares Wetter du!“

Fürbaß schritten die zwei Holzhauer, bliesen munter auf ihre Fingerspitzen und stampften mit den schweren, eisengenagelten Stiefeln den harten Schnee. Einmal sanken sie tief in lockere Flockenmassen und kamen daraus so weiß hervor, wie es Müller sind, wenn ihre Steine mahlen. Ein andermal glitten sie auf dem harten, glatten

Eise des gefrornen Sumpfes aus, und das Reisig fiel aus ihren Bündeln; sie mußten es aufklauben und wieder zusammenbinden. Ein andermal wähnten sie sich wegesirr, und kaltes Grauen packte sie, da sie ja wußten, wie Schnee so grausam jenen ist, die in seinen Armen schlafen. Doch sie setzten ihr Vertrauen auf den guten heiligen Martin, der über den Wanderern wacht, und folgten wieder ihren Stapfen und schritten dann bedächtig. Und zu guterletzt erreichten sie den Waldsaum und sahen tief zu ihren Füßen unten im Tal die Lichter des Dorfes, darin sie wohnten.

So überfroh ihrer Erlösung waren sie, daß sie einander laut zulachten, und in der Erde eine Silberblüte, im Monde eine Goldblume zu sehen vermeinten. Doch nachdem sie einander zugelacht, wurden sie wieder traurig, denn ihre Armut kam ihnen in den Sinn, und der eine sprach zu dem anderen: „Worüber nur freuen wir uns so sehr, da wir doch sehen, daß das Leben den Reichen gehört und nicht den Armen, wie unsereins! Uns wäre wohler, wir wären im Walde Frostes gestorben, oder es hätte ein wild Getier sich auf uns gestürzt und uns zerfleischt."

„Wahrlich," sprach sein Gefährte, „manchem ist vieles verliehen und anderen wenig. Nicht Gerechtigkeit hat die Welt zerstückelt, und es gibt außer Sorge nichts, das in der Teilung Gleichmaß zeigte." Doch in dem sie einander noch ihr Elend klagten, begab sich Wundersames.

Vom Firmamente fiel ein leuchtendheller, schöner Stern. Er glitt die Himmelswand entlang, in seinem Laufe die anderen Sterne streifend. Und da sie ihm verwundert nachblickten, schien es ihnen, als sänke er hinter dichten Weidenbüschen nieder, die nur einen Steinwurf ferne, nächst einer kleinen Schafhürde standen.

„Hurrah! Da ist ein Topf Goldes für jeden, der ihn findet," riefen sie und huben zu laufen an, so gierig nach dem Golde waren sie.

Und der eine von ihnen lief rascher als sein Gefährte und überholte ihn und erzwang sich den Weg durch die Büsche. Und da er jenseits angelangt, siehe! da lag wahrhaftig auf dem weißen Schnee ein golden Ding. Er stürzte darauf zu und griff es, sich niederbeugend, mit beiden Händen; und es war ein Mantel aus Goldgewebe, mit Sternen durchwirkt und in viele Falten gefaltet. Und er rief seinem Gefährten zu, daß er einen Schatz gefunden hätte, der vom Himmel gefallen. Und da sein Gefährte herbeigekommen war, saßen sie beide auf dem Schnee und lockerten die Falten des Mantels, auf daß sie die Stücke Goldes untereinander zu teilen vermöchten. Aber ach! es war nicht Gold darin, noch Silber, noch irgendein Schatz, nur ein kleines Kindlein, das schlief.

Und der eine sprach zu dem andern: „Dies ist ein bitteres Ende unseres Hoffens. Auch haben wir kein Glück. Denn was kann ein

Kindlein einem Manne frommen? Lassen wir es hier und gehen wir unseres Weges! Denn wir sind arme Leute und haben leibliche Kinder, deren Brot wir anderen Kindern nicht geben dürfen."

Sein Gefährte aber erwiderte: „Nicht doch, übel wäre es getan, dies Kind hier dem Tod im Schnee preiszugeben. Und wenngleich ich ein Bettler bin wie du und viele Schnäbel zu füttern und doch nur wenig im Topfe habe, so will ich es dennoch heim nehmen mit mir, und mein Weib soll es betreuen."

So nahm er denn das Kind sanft in die Arme, hüllte es in den Mantel, um es vor dem eisig herben Kältehauch zu bergen, und schritt bergab dem Dorfe zu, dieweil sein Gefährte ob seiner Torheit und der Überweiche seines Herzens staunte.

Und da sie zum Dorfe kamen, sprach sein Gefährte zu ihm: „Du hast das Kind, darum gib mir den Mantel; denn es ist nur billig, daß jedem von uns sein Teil werde."

Er aber antwortete: „Nimmer. Denn der Mantel ist weder mein noch dein, sondern bloß des Kindes Eigen."

Und er bot ihm Gottes Geleite, schritt seinem Hause zu und klopfte an. Und da sein Weib die Türe öffnete und sah, daß ihr Mann gesund zu ihr zurückgekehrt, schlang sie die Arme um seinen Hals und küßte ihn und nahm das

Bündel Reisig von seinem Rücken, trocknete den Schnee von seinen Schuhen und bat ihn, in sein Haus zu kommen.

Er aber sprach zu ihr: „Ich habe im Walde etwas gefunden und habe es dir gebracht, damit du wohl darauf achtest;“ und er rührte sich nicht von der Schwelle.

„Was ist es?“ rief sie. „Zeige es mir; denn unser Haus ist leer und es ist Not an vielen Dingen.“ Da zog er den Mantel zur Seite und zeigte ihr das schlafende Kind. „Ach, guter Freund,“ sprach sie murrend, „haben wir selbst nicht Kindersegen genug? Mußt du noch durchaus einen Wechselbalg des Weges schleppen, auf daß er mit an unserem Herde sitze? Und wer weiß, ob er nicht Unheil über uns bringen wird? Und womit sollen wir ihn nähren?“ Und sie war zornig wider ihn.

„Es ist aber doch ein Sternenkind,“ entgegnete er. Und er erzählte ihr von der wundersamen Art, wie er es gefunden.

Sie aber wollte sich nicht beschwichtigen lassen, sondern höhnte ihn, sprach sich in Wut und schrie:

„Unsere Kinder darben nach Brot, und wir sollen anderer Leute Kinder füttern? Wer sorgt für uns? Wer gibt uns Speise?“

„Nicht doch! Sorgt Gott denn nicht selbst für die Sperlinge? Speist er nicht auch sie?“ erwiderte er.

„Sterben etwa die Sperlinge nicht Hungers im Winter?“ fragte sie. „Und ist es nicht Winter jetzt?“ Der Mann hatte kein Entgegnen, doch rührte er sich nicht von der Schwelle.

Und ein schneidender Wind strich vom Walde her durch die offene Türe, die in den Angeln bebte, und das Weib erschauerte und sprach zum Manne: „Willst du nicht die Türe schließen? Es streicht ein eisiger Wind durch das Haus. Mich friert.“

„Und streicht nicht immer ein eisiger Wind durch ein Haus, darin ein hartes Herz sich birgt?“ fragte er. Das Weib wußte kein Dawider, doch schlich sie näher ans Feuer heran. Und nach einer Weile wandte sie sich ihm zu und sah ihn an, und ihre Augenlider waren schwer von Tränen. Da trat er rasch herein und legte das Kind in ihre Arme, und sie küßte es und legte es in ein kleines Bettchen, darin das jüngste ihrer eigenen Kinder bereits schlief. Am anderen Morgen aber nahm der Holzhauer den seltsamen Mantel von Gold und barg ihn in einer großen Truhe; und eine Kette von Bernstein, die um den Hals des Kindes hing, nahm das Weib und barg sie gleichfalls in der Truhe.

*

So wuchs das Sternenkind mit den Kindern des Holzhauers heran und saß an einem Tische

mit ihnen und war ihr Spielgenoß. Und mit jedem Jahre ward es schöner anzusehen, so daß alle, die in dem Dorfe wohnten, staunten, denn dieweil sie schwarz von Angesicht und Haaren, war es weiß und zart wie feines Elfenbein, und seine Locken glichen den Ringen der Amaryllis. Seine Lippen waren wie die Blütenblätter einer roten Blume und seine Augen wie Veilchen, die am Ufer eines klaren Baches sprießen, und sein Leib war wie die Narzissen auf einem Felde, dem kein Mäher naht.

Aber seine Schönheit brachte ihm Unheil, denn es ward auch stolz und grausam und eigensüchtig. Die Kinder des Holzhauers und die anderen Kinder des Dorfes verachtete es, sagte, sie seien von niederer Herkunft, während es fürnehm sei, da es von einem Stern herstamme. Und es machte sich zum Herren über sie und schalt sie seine Knechte. Nicht kannte es Mitleid für die Armen, noch für jene, die da blind oder mißgestaltet oder irgendwie bresthaft waren.

Es warf sie mit Steinen und trieb sie auf die Landstraße hinaus und hieß sie anderwärts ihr Brot erbetteln, so daß nur die Geächteten, Almosen zu erflehen, ein zweitesmal den Weg zum Dorfe nahmen. Es glich einem, der bis zum Wahnwitze entbrannt für Schönheit ist, und spottete der schwächlichen Schicksalsmißbegünstigten und machte sie zum Hohne. Sich selber aber liebte es. Und zur Sommerzeit,

wenn die Winde stille lagen, lag es auch ganz stille neben dem Brunnquell in des Priesters Garten und blickte auf die Wunder seines eigenen Angesichts und lachte laut, voll der Freude an seiner eigenen Schöne.

Oft schalten es der Holzhauer und sein Weib und sagten: „Wir haben an dir nicht getan wie du an jenen tust, die verlassen sind und keinen haben, der ihnen hilft. Weshalb bist du so grausam gegen alle jene, die Erbarmen brauchen?"

Oft sandte der alte Priester nach ihm und versuchte, es die Liebe des Lebenden zu lehren. Er sprach zu ihm: „Die Fliege ist dein Schwesterlein, tu' ihr nichts Böses. Die wilden Vögel, die durch des Waldes Dickicht streichen, sind frei, mache sie nicht, deiner Lust zu frönen, zu Gefangenen. Gott schuf die Blindschleiche und den Maulwurf und jedem ward sein Teil. Wer bist du, daß du Elend in Gottes Welt zu tragen wagst? Selbst die Tiere auf dem Felde preisen ihn."

Doch das Sternenkind achtete nicht seiner Worte, sondern verzog den Mund und blickte höhnisch und ging zu seinen Gefährten zurück und stellte sich an ihre Spitze. Und seine Gefährten folgten ihm, denn es war schön und leicht-behende und konnte tanzen und pfeifen und musizieren. Und wo immerhin das Sternenkind sie führte, sie folgten ihm, und was immer das

10*

Sternenkind gebot, sie taten es. Und wenn es mit einem spitzen Schilfrohr die trüben Äuglein des Maulwurfs durchbohrte, so lachten sie, und wenn es die Aussätzigen mit Steinen bewarf, lachten sie auch. Und in allen Dingen gebot es über sie, und ihre Herzen wurden hart wie seines war.

Eines Tages nun geschah es, daß ein armes Bettlerweib durch das Dorf des Weges kam. Ihre Gewandung war zerrissen und zerlumpt und ihre Füße bluteten von den rauhen Straßen, die sie gegangen war, und sie war gar übel zugerichtet. Und da sie müde war, setzte sie sich unter einen Kastanienbaum, allda zu rasten.

Das Sternenkind ward ihrer kaum gewahr, so sprach es auch schon zu seinen Gespielen: „Seht ihr! da sitzt ein schmutzig' Bettelweib unter diesem schönen grünblätterigen Baume. Kommt! wir wollen es von hinnen treiben, denn es ist häßlich und mißgestaltet." Darauf trat es näher und warf nach ihr mit Steinen und spottete ihrer. Sie aber blickte es an. Grauen stand in ihrem Blicke und sie wandte ihn nicht von ihm. Und da der Holzhauer, der in einem nahen Wildfang Holz klüftete, das Beginnen des Sternenkindes sah, lief er herzu, verwies es ihm und sprach: „Wahrlich bist du harten Herzens und kennst kein Erbarmen. Denn welch Böses hat dir dies arme Weib getan, daß du es solcherart behandeln solltest?"

Dem Sternenkinde rötete Zorn die Wangen. Es stampfte mit den Füßen auf den Boden und entgegnete: „Wer bist du, daß du es wagst, Rede von mir zu heischen ob meines Tuns? Ich bin dein Sohn nicht, und schulde dir Gehorsam nicht."

„Wahr sprichst du," entgegnete der Holzhauer. „Doch erwies ich dir Erbarmen, als ich dich im Walde fand."

Da nun die Frau diese Worte hörte, stieß sie einen lauten Schrei aus und sank bewußtlos zur Erde. Und der Holzhauer trug sie in sein eigen Haus und sein Weib erwies ihr Sorgfalt, und als sie aus der Ohnmacht aufstand, in die sie gesunken war, setzten sie Speise und Trank vor sie und baten sie, guten Mutes zu sein.

Sie aber berührte weder Speise noch Trank, sondern sagte zum Holzhauer: „Sagtest du nicht, daß jenes Kind im Walde gefunden ward? Und war das nicht am heutigen Tage vor just zehn Jahren?"

Und der Holzhauer erwiderte: „Du sagst es. Ich habe es im Walde gefunden. Und heute sind es zehn Jahre her."

„Und welch Kennzeichen trug es auf sich?" rief sie. „Trug es nicht um den Hals eine Kette von Bernstein? War nicht ein Mantel aus goldenem Gewebe darum geschlungen, mit Sternen durchwirkt?"

„Wahrlich," erwiderte der Holzhauer, „dem

war also wie du sagst." Und er nahm den Mantel und die Bernsteinkette aus der Truhe, in der sie lagen, und wies sie ihr.

Sie aber brach bei dem Anblicke in Tränen der Freude aus und sagte: „Es ist mein kleiner Sohn, den ich im Wald verloren. Ich flehe dich an, hole ihn auf der Stelle. Denn um ihn zu suchen, habe ich die weite Welt durchwandert."

So gingen der Holzhauer und sein Weib und riefen das Sternenkind herbei und sagten: „Tritt in das Haus, du sollst darinnen deine Mutter finden, die deiner harrt." Es lief hinein voll Staunen und Entzücken, doch als es sie, die da wartete, erblickte, lachte es hämisch und sagte: „Wo soll wohl meine Mutter sein? Sehe ich doch niemand als dieses gemeine Bettelweib."

Das Weib sprach leise: „Ich bin deine Mutter."

„Das schwatzet Wahnwitz aus dir," schrie zornig das Sternenkind. „Ich bin dein Sohn nicht, du Bettlerin, denn du bist häßlich und zerlumpt. Drum spute dich von hinnen und laß mich dein scheußliches Gesicht nicht länger schauen!"

„Erbarme dich! Du bist in Wahrheit mein kleiner Sohn, den ich im Walde gebar," rief sie, fiel auf die Knie und streckte ihm sehnend die Arme entgegen. „Die Räuber haben dich mir gestohlen und dich dem Tode preisgegeben," stöhnte sie. „Ich aber erkannte dich wieder, so-

bald ich dich erblickte. Und auch die Kennzeichen habe ich wieder erkannt, den Mantel aus Goldgewebe und die Bernsteinkette. Drum bitte ich dich: Komm mit mir! Bin ich doch allüber die Welt gewandert, dich zu suchen. Komm mit mir, mein Sohn, denn ich habe deiner Liebe gar große Not!"

Und endlich sprach es zu ihr, und seine Stimme war hart und bitter: „Bist du in Wahrheit meine Mutter," sprach es, „so wäre es weit besser gewesen, du wärest fortgeblieben und nicht hieher gekommen, um Schande über mich zu bringen. Wähnte ich doch das Kind eines Sternes zu sein und nicht eines Bettlers Kind, wie du mich schiltst. Drum gehe fort von hier und laß dich nicht mehr vor mir erblicken!"

„Ach, du mein Sohn," rief sie, „willst du mich nicht küssen, eh' ich gehe? Hab' ich doch so viel gelitten, nur um dich zu finden."

„Wahrlich nicht," sprach das Sternenkind, „allzu scheußlich bist du anzusehen. Eher sollen meine Lippen eine Natter oder eine Kröte küssen, denn dich!"

Da stand das Weib stillschweigend auf und ging hinaus in den Wald und weinte bitterlich. Das Sternenkind aber freute sich, sobald es sah, daß sie gegangen, und lief zurück zu seinen Spielgenossen, um deren Lustbarkeit zu teilen.

Sie aber, als sie seiner ansichtig wurden, verhöhnten es und sprachen: „Seht, es ist scheuß-

lich wie eine Kröte und ekelerregend wie eine Natter! Fort mit dir! Wir dulden nicht, daß deinesgleichen unsere Spiele teile." Und sie trieben es aus dem Garten hinaus.

Das Sternenkind aber runzelte die Brauen und sprach zu sich selber: „Was sagen sie nur zu mir? Ich will zum Wasserbronnen gehen und hineinschauen. Der soll mir von meiner Schönheit sprechen."

So ging es zum Wasserbronnen und sah hinein. Doch siehe! Sein Kopf glich dem Kopfe einer Kröte und sein Leib war schuppenbedeckt wie Schlangenleib. Und es warf sich nieder in das Gras und schluchzte und sprach zu sich selber: „Wahrlich, dies ist durch meine Sünde über mich gekommen. Habe ich doch meine Mutter verleugnet und sie weggejagt. War ich doch stolz und grausam gegen sie. Nun will ich gehen und sie suchen allüber die Welt und will nicht rasten, eh' ich sie gefunden habe."

Da aber trat die kleine Tochter des Holzhauers zu ihm, legte die Hand auf seine Schulter und sagte: „Was tut es, wenn du auch deine Schönheit verloren hast. Bleibe bei uns. Ich will nicht deiner spotten."

Er sprach zu ihr: „Ich glaube dir. Doch war ich grausam gegen meine Mutter, und dies Leiden ist als Strafe über mich gekommen. Drum muß ich von hinnen gehen und allüber die Welt

wandern, bis ich sie finde und bis mir von ihr Verzeihung wird."

Und es lief hinein in den Wald und rief und rief seiner Mutter zu, sie möge zu ihm kommen. Aber keine Antwort kam. Den ganzen Tag hindurch rief es, und da die Sonne unterging, legte es sich zum Schlafe auf ein Laubbett und die Vögel und Tiere des Waldes flohen es, denn sie entsannen sich seiner Grausamkeit. Nichts Lebendes war ihm nahe, außer der Kröte, die nach ihm spähte, und der trägen Natter, die vorüberkroch.

Am Morgen stand es auf und pflückte etliche bittere Beeren, aß sie und schlug mit wehem Schluchzen den Weg durch das große Dickicht ein. Und was immer ihm begegnete, frug es, ob es seine Mutter nicht gesehen habe.

Es sprach zum Maulwurf: „Du kennst die Tiefen der Erde, sag 'mir, birgt sich meine Mutter dort?" Und der Maulwurf antwortete: „Du hast meine Augen geblendet, wie sollte ich es wissen?"

Es sprach zum Hänfling: „Du fliegst über die Wipfel der hohen Bäume hin und blickst weit über die Welt. Sag' mir, kannst du meine Mutter sehen?" Und der Hänfling erwiderte: „Du hast meine Flügel gestutzt in böser Lust, wie könnte ich fliegen?"

Und zum kleinen Eichhörnchen, das im Fichtenbaume wohnte und einsam war, sprach es:

„Wo ist meine Mutter?“ Und das Eichhörnchen erwiderte: „Du hast meine Mutter gemordet. Suchst du nun auch, deine zu morden?“

Und das Sternenkind weinte und neigte das Haupt und bat Gottes Geschöpfe um Vergebung und wanderte hin durch den Wald, das Bettelweib zu suchen. Und am dritten Tage gelangte es auf die andere Seite des Waldes und stieg nieder in die Ebene.

Und da es durch die Dörfer schritt, verspotteten es die Kinder und warfen Steine nach ihm und die Landleute wollten es nicht einmal in der Scheune schlafen lassen, auf daß es nicht Mehltau über das aufgespeicherte Korn bringe, so scheußlich war es anzusehen. Und die Mietlinge trieben es hinweg. Und keiner war da, der Erbarmen mit ihm hatte. Auch konnte es nirgends von dem Bettelweib vernehmen, das seine Mutter war, wenngleich es drei lange Jahre lang allüber die Welt wanderte, und auch oft vermeinte, sie vor sich auf dem Weg zu sehen, und ihr dann rief und herlief hinter ihr, bis die scharfen Kiesel seine Füße bluten machten.

Sie einzuholen aber vermochte es nicht, und jene, die am Wegrand wohnten, leugneten stets, sie oder irgend jemand, der ihr glich, gesehen zu haben, und sein Kummer machte ihnen Spaß.

Drei Jahre lang wanderte es allüber die Erde, und es war für es auf der Erde weder Liebe noch liebende Güte noch Nächstenliebe zu

finden. Allüberall traf es eine Welt, wie jene, die es selber einst geschaffen hatte in den Tagen seines großen Stolzes.

*

Und eines Abends kam es zum Tor einer mauerumgürteten Stadt, die am Stromufer stand. Und waren seine Füße auch müde und wund, so zwang es sie doch und wollte einziehen daselbst. Aber die Soldaten, die Wache hielten, kreuzten ihre Hellebarden vor dem Eingange und ließen es rauh an: „Was hast du in der Stadt zu suchen?“

„Ich suche meine Mutter,“ erwiderte es, „und ich bitte euch gar sehr, laßt mich vorbei, denn es mag sein, daß sie in der Stadt hier weilt.“

Sie aber höhnten es und einer von ihnen schüttelte den schwarzen Bart, stieß den Schild auf die Erde und rief: „Wahrhaftig, deine Mutter wird nicht frohlocken, wenn sie dich sieht, denn du bist mißgestalter als die Kröte im Sumpf oder die Natter, die im Schlamme kriecht. Scher' dich von hinnen, deine Mutter wohnt in dieser Stadt hier nicht.“

Und ein anderer, der ein gelbes Banner in der Hand trug, sagte zu ihm: „Wer ist deine Mutter und warum suchst du sie?“

Und es antwortete: „Meine Mutter ist eine Bettlerin, wie ich ein Bettler bin. Und ich habe übel an ihr gehandelt, und bitte euch, er-

laubt mir, einzutreten, damit mir ihre Verzeihung werde, falls sie in dieser Stadt weilt." Aber sie wehrten ihm und verwundeten es mit ihren Speeren. Und da es sich weinend von ihnen wandte, kam einer, dessen Rüstung eingelegt mit goldenen Blumen war, und auf dessen Helm ein Löwe ruhte, der Flügel hatte. Und dieser frug die Krieger, wer es gewesen sei, der Einlaß begehrt habe, und sie antworteten ihm: „Ein Bettler war es, eines Bettlers Kind und wir haben es von hinnen getrieben."

„Bewahre," rief da lachend der Krieger aus, „dies häßliche Wesen wollen wir als Sklave verkaufen, und der Erlös soll uns einen Humpen süßen Weines schaffen."

Da jener also sprach, schritt ein alter Mann mit unheilkündendem Gesicht vorbei und rief sie an und sprach: „Für diesen Preis will ich ihn kaufen!" Und als er den Preis gezahlt hatte, nahm er das Sternenkind bei der Hand und führte es in die Stadt hinein.

Und nachdem sie durch viele Straßen gegangen waren, kamen sie an eine kleine Türe, die in eine Mauer gebrochen war, die ein Granatenbaum beschattete. Und der alte Mann berührte die Türe mit einem Ringe aus geschnittenem Jaspis und sie sprang auf; fünf erzene Stufen schritten sie hinab in einen Garten, der mit schwarzem Mohne und grünen Krügen gebrannten Tones voll stand. Und der alte

Mann zog aus seinem Turban ein Tuch aus gemüsterter Seide und verband damit dem Sternenkind die Augen und trieb es vor sich her.

Und da das Tuch von seinen Augen gelöst ward, fand sich das Sternenkind in einem Turmverließ, das von einer Hornlaterne erhellt wurde. Und der alte Mann setzte ihm auf einem Holzbrett schimmliges Brot vor und sprach: „Da iß!“ und faules Wasser in einer Schale und sprach: „Da trink!“ Und da es gegessen und getrunken hatte, ging der alte Mann hinaus, schloß die Türe hinter sich ab und befestigte sie mit einer eisernen Kette.

*

Und am nächsten Tage kam der alte Mann, welcher der listigste Zauberer Lybiens war und seine Kunst von einem, der in den Gräbern des Nils hauste, erlernet hatte, zu ihm herein, blickte finster und sprach: „In einem Walde, unfern der Tore dieser Giaurenstadt, liegen drei Klumpen Goldes verborgen. Der eine ist aus weißem Golde, der andere von gelbem Gold und das Gold des dritten ist rotgleißend. Heute sollst du mir den Klumpen weißen Goldes bringen. Und bringst du ihn nicht, so will ich dich mit hundert Riemen schlagen. Fort mit dir! Bei Sonnenuntergang werde ich deiner an der Gartentüre warten. Achte wohl, daß du das weiße Gold mir bringest, oder es soll dir übel

ergehen. Denn du bist mein Sklave, und ich habe dich für einen Humpen Wein gekauft.“

Und er verband dem Sternenkind die Augen mit einem Tuche aus gemusterter Seide und führte es durch das Haus und den Garten voll Mohn und die fünf erzenen Stufen hinan. Und nachdem er die kleine Türe mit seinem Ringe geöffnet hatte, stieß er es auf die Straße.

Und das Sternenkind ging aus den Toren der Stadt und kam an den Wald, von welchem ihm der Zauberer gesprochen hatte. Und der Wald war von außen schön anzuschauen und schien voll singender Vögel und süß duftender Blumen zu sein. Und das Sternenkind betrat frohgemut denselben, doch nützte ihm die Schönheit gar wenig, denn wohin sein Fuß auch trat, schoßen scharfe Dornen und Hecken vom Boden auf und umklammerten es und böse Nesseln stachen es und die Disteln verletzten es mit ihren Dolchen, so daß es in großer Not war. Auch vermochte es nirgends den Klumpen weißen Goldes zu finden, von dem der Zauberer gesprochen hatte, wennschon es ihn vom Morgen bis zur Mittagsstunde und von Mittag bis zum Sonnenuntergange suchte. Und mit Sonnenuntergang wandte es das Antlitz heimwärts zu und schluchzte bitterlich, denn es wußte, welch Geschick seiner harrte.

Doch da es den Saum des Waldes erreicht hatte, vernahm es aus dem Dickicht einen Schrei, wie von einem, der in Not ist. Da vergaß

es seines eigenen Kummers und lief zur Stelle hin und sah ein Häschen, das sich in einer Falle gefangen hatte, die ihm ein Jäger aufgestellt. Und das Sternenkind fühlte Mitleid mit dem Kleinen und machte es frei und sagte zu ihm: „Ich bin selber nur ein Sklave, gut, daß ich wenigstens dir die Freiheit zu schenken vermag."

Und das Häschen antwortete ihm und sprach: „Wahrlich, du hast mir die Freiheit geschenkt! Doch was kann ich dir schenken?"

Da sprach das Sternenkind zu ihm: „Ich suche einen Klumpen weißen Goldes. Doch kann ich ihn nicht finden. Und bringe ich ihn meinem Meister nicht mit heim, wird er mich schlagen.

„Komm' mit mir," sagte das Häschen, „und ich will dich zur Stelle führen, denn ich weiß, wo er versteckt liegt, und zu welchem Zwecke."

So ging das Sternenkind mit dem Häschen und siehe! im Stamme eines großen Eichenbaumes ward es des Klumpen weißen Goldes gewahr, den es suchte. Und es war der Freude voll und griff danach und sagte zu dem Häschen: „Den Dienst, den ich dir getan, hast du mir viele Mal vergolten. Und was ich dir an Güte erwies, hast du mir hundertfach zurückgezahlt."

„Nicht doch," entgegnete das Häschen, „nur wie du an mir, habe auch ich an dir getan."

Und schnellbefußt lief es von dannen und das Sternenkind schritt der Stadt zu.

Nun saß am Tore der Stadt ein Aussätziger. Ein Fetzen grauen Linnens war über sein Gesicht gebreitet, und durch die Augenlöcher glühten seine Augen, roter Kohle gleich. Da er das Sternenkind kommen sah, schlug er die hölzernen Becken und klapperte mit seiner Klingel und rief ihm zu und sprach: „Gib mir ein Stück Geldes, oder ich muß Hungers sterben. Denn sie haben mich aus der Stadt gestoßen, und es ist keiner, der mit mir Erbarmen hätte.“

„Ach,“ klagte das Sternenkind, „ich habe in meinem Ranzen nichts als einen Klumpen Goldes. Und wenn ich den nicht meinem Meister bringe, schlägt er mich. Denn ich bin sein Sklave.“

Der Aussätzige aber flehte und flehte, bis das Sternenkind in Mitleid weich ward und ihm den Klumpen weißen Goldes schenkte.

Und da es zu des Zauberers Haus kam, öffnete ihm der Zauberer und führte es hinein und sprach zu ihm: „Hast du den Klumpen weißen Goldes?“ Das Sternenkind erwiderte: „Ich habe ihn nicht.“ Da fiel der Zauberer über es her und peitschte es und setzte einen leeren hölzernen Teller vor es hin und sagte: „Da iß!“ und stellte ihm einen leeren Becher hin

und sagte: „Da trink!“ und warf es wieder in das Turmverließ.

Am nächsten Morgen aber kam der Zauberer von neuem und sprach: „Wenn du mir heute nicht den Klumpen gelben Goldes bringst, so will ich wahrlich an dir tun, wie man an Sklaven tut, und dir dreihundert Hiebe aufzählen.“

Da ging das Sternenkind in den Wald und suchte den langen Tag den Klumpen gelben Goldes. Doch konnte es ihn nirgends finden. Und da die Sonne sank, kauerte es sich auf den Boden und hob zu schluchzen an. Und als es schluchzte, kam das Häschen zu ihm, das es aus der Falle befreit hatte.

Und das Häschen sprach: „Warum weinest du? Was suchst du hier im Walde?“

Und das Sternenkind erwiderte: „Ich suche den Klumpen gelben Goldes, der hier verborgen liegt. Und finde ich ihn nicht, wird mich mein Meister schlagen und an mir tun, wie man an Sklaven tut.“

„Folge mir!“ rief das Häschen. Und es lief durch den Wald, bis es zu einem Tümpel Wasser kam. Und auf dem Grunde dieses Wassers lag der Klumpen gelben Goldes.

„Wie soll ich meinen Dank dir zeigen?“ sprach das Sternenkind. „Siehe, schon zum zweiten Male hast du mich gerettet.“

„Nicht doch! du warst es, der mit mir Erbarmen hatte," sprach das Häschen und leichtfüßig lief es von dannen.

Und das Sternenkind nahm den Klumpen gelben Goldes und steckte ihn in sein Ränzel und eilte der Stadt zu. Doch der Aussätzige sah es nahen und lief ihm entgegen und sank in die Knie und schrie: „Gib mir ein Geldstück oder ich muß Hungers sterben!"

Das Sternenkind sprach zu ihm: „Ich trage in meinem Ränzel nichts als einen Klumpen gelben Goldes. Und bringe ich den nicht meinem Meister, wird er mich schlagen und an mir tun, wie man an Sklaven tut."

Doch der Aussätzige bat es so sehr, daß das Sternenkind Erbarmen mit ihm hatte und ihm den Klumpen gelben Goldes gab.

Und als es zum Hause des Zauberers kam, öffnete ihm der Zauberer und ließ es ein und sprach: „Hast du den Klumpen gelben Goldes?" Und das Sternenkind stammelte: „Ich habe ihn nicht." Da fiel der Zauberer über es her und schlug es und belud es schwer mit Ketten und warf es wieder in das Turmverließ.

Und am Morgen darauf kam der Zauberer von neuem zu ihm und sagte: „Wenn du mir heute den Klumpen rotgleißenden Goldes bringest, will ich dir die Freiheit schenken. Doch bringst

du ihn mir nicht, dann wahrlich, will ich dich züchtigen."

So ging das Sternenkind in den Wald und suchte den ganzen Tag hindurch nach dem Klumpen rotgleißenden Goldes, doch konnte es ihn nirgends finden. Und da der Abend sank, setzte es sich hin und weinte. Und wie es so weinte, kam das Häschen auf es zu.

Und das Häschen sprach zu ihm: „Der Klumpen rotgleißenden Goldes, den du suchest, liegt in der Höhle, der du den Rücken kehrst. Deshalb weine nicht mehr, sondern freue dich!"

„Wie soll ich dir's lohnen?" rief das Sternenkind. „Denn siehe! zum dritten Male nun, danke ich dir meine Rettung."

„Nicht doch! du warst es, der Mitleid mit mir fühlte," erwiderte das Häschen und lief schnellfüßig davon.

Und das Sternenkind trat in die Höhle und in dem entlegensten Winkel derselben fand es den Klumpen rotgleißenden Goldes und legte ihn in sein Ränzel und hastete der Stadt zu.

Und der Aussätzige sah es kommen und trat in die Mitte des Weges und schrie und sprach zu ihm: „Gib mir den Klumpen rotgleißenden Goldes — oder ich muß sterben." Und das Sternenkind hatte auch heute Mitleid mit ihm und gab ihm den Klumpen rotgleißenden Goldes und sprach: „Deine Not ist größer als die

11*

meine." Doch sein Herz war schwer, denn es wußte, welch bitteres Los seiner harrte.

*

Doch siehe! Als es durch das Tor der Stadt schritt, beugten sich die Wächter tief vor ihm und entboten ihm Gehorsam und sprachen: „Wie herrlich anzusehen ist unser Herr!" Und ein Haufe Bürgersleute folgte ihm und rief laut: „Wahrlich, niemand in der ganzen Welt gleicht ihm an Schönheit," so daß das Sternenkind weinte und zu sich selber sprach: „Sie verhöhnen mich und spotten meines Elends." Und so groß war der Zusammenlauf des Volkes, daß es wegirr ward und sich plötzlich auf einem großen Platze fand, auf dem sich eines Königes Schloß erhob.

Und die Tore des Schlosses öffneten sich, und die Priester und hohen Würdenträger der Stadt eilten ihm entgegen. Und sie beugten sich tief vor ihm und sprachen: „Du bist unser Herr, auf den wir gewartet haben, und unseres Königes Sohn!"

Da antwortete das Sternenkind und sprach: „Ich bin keines Königs Sohn, sondern das Kind eines armen Bettelweibes; und wie mögt ihr sagen, ich sei schön, da ich doch weiß, daß ich gar häßlich anzuschauen bin!"

Da hielt jener, dessen Rüstung mit goldenen Blumen verzieret war und auf dessen Helm ein

geflügelter Löwe ruhte, den Schild empor und rief: „Warum spricht doch mein Herr, daß er nicht schön sei?“

Und das Sternenkind sah hinein und sah: Sein Antlitz war wie es gewesen ehedem, und all seine Schönheit war zurückgekommen. In seinen Augen aber sah es etwas, was es selbst zuvor noch nie darin gesehen hatte.

Und die Priester und die hohen Würdenträger knieten nieder und sprachen zu ihm: „Es war von altersher geprophezeihet, daß am heutigen Tage er kommen würde, der über unsere Herzen herrschen soll. So nehme denn unser Herr diese Krone und dieses Szepter hier. Und in seiner Gerechtigkeit und Gnade sei er König über uns!“

Er aber sprach zu ihnen: „Ich bin nicht würdig, denn ich habe die Mutter, die mich geboren hat, verleugnet, noch kann ich Ruhe finden, ehe ich sie gefunden habe und ehe mir von ihr Verzeihung ward. Drum laßt mich gehen, denn ich muß von neuem wandern, allüber die Welt hin und darf nicht zögern hier, und bötet Ihr mir auch Krone und Szepter.“

Und da es so sprach, wandte es das Antlitz weg von ihnen, der Straße zu, die zu den Toren der Stadt führte. Und siehe! In der Mitte der Menge, die sich um die Soldaten drängte, ward es des Bettelweibes gewahr, das sich seine Mutter nannte. Und an ihrer Seite stand der Aussätzige, der am Wege gesessen hatte.

Da löste sich ein Schrei der Freude von seinen Lippen und es stürzte auf sie zu und kniete nieder und küßte die Schwären an den Füßen seiner Mutter und netzte sie mit seinen Tränen.

Es neigte das Haupt in den Staub und schluchzte. Wie einer, dessen Herz schier brechen wollte, sprach es zu ihr: „Mutter, ich habe dich in der Stunde meines Stolzes verleugnet. Nimm du mich hin in der Stunde meiner Buße! Mutter, ich gab dir Haß; gib du mir Liebe! Mutter, ich verschmähte dich: nimm jetzt dein Kind zu dir!“ — Doch das Bettelweib antwortete ihm kein einzig Wort.

Und es streckte die Hände aus und umklammerte die blutleeren Füße des Aussätzigen und sprach zu diesem: „Ich hatte Erbarmen mit dir: bitte du meine Mutter, auf daß sie zu mir spreche.“ Doch der Aussätzige antwortete ihm kein einzig Wort.

Und wieder hub es an zu schluchzen, und wieder hub es an zu sprechen: „Mutter, mein Leid ist schwerer, als ich zu tragen vermag. Schenk mir Erbarmen und laß mich heimkehren in meinen Wald.“

Da legte das Bettelweib die Hände auf sein Haupt und sprach zu ihm: „Stehe auf!“ Und der Aussätzige legte die Hände auf sein Haupt und auch er sprach zu ihm: „Steh' auf!“

Da stand es auf und sah die beiden an. Und siehe! Sie waren ein König und eine Königin.

Und die Königin sprach zu ihm: „Dies ist dein Vater, dem du halfest.“

Und der König sagte: „Dies ist deine Mutter, deren Füße du mit deinen Tränen netztest.“ Und sie fielen ihm um den Hals und küßten es und führten es in den Palast und kleideten es in schöne Gewänder und setzten ihm die Krone auf das Haupt und gaben ihm das Szepter in die Hand. Und es herrschte über die Stadt, die am Stromufer stand, und war ihr Herr.

Gerechtigkeit und Erbarmen zeigte es allen und verbannte den bösen Zauberer. Und dem Holzhauer und seinem Weibe sandte es gar viele reiche Gaben erwies auch ihren Kindern hohe Ehren. Es duldete nicht, daß irgend einer grausam gegen die Vögel oder sonst irgend welche Tiere sei, sondern lehrte Liebe und Güte und Barmherzigkeit und gab den Armen Brot und gab den Nackten Kleidung. Und Freude und Überfluß waren im Lande.

Doch es herrschte nicht lange, denn sein Leid war allzu groß und das Feuer seiner Prüfung allzu verzehrend gewesen, so daß es nach Ablauf von drei Jahren starb. Und jener, so nach ihm kam, herrschte übel.

# Das Bildnis des Herrn W. H.

## I.

Ich hatte mit Erskine in einem hübschen kleinen Hause in Birdcage Walk zu Mittag gegessen und nun saßen wir in der Bücherei bei Kaffee und Zigaretten, als die Frage der literarischen Fälschung aufs Tapet kam. Ich kann mich jetzt nicht erinnern, wie es geschah, daß wir auf dieses einigermaßen seltsame Thema gerieten, aber ich weiß, daß wir langmächtig über Macpherson, Ireland und Chatterton debattierten, und daß, was den letzteren betrifft, ich bei der Meinung blieb, daß seine sogenannten Fälschungen nichts anderes seien, als der Ausdruck eines künstlerischen Wunsches nach vollkommener Darstellung; daß wir kein Recht hätten, den Künstler zur Rede zu stellen wegen der Bedingungen, die ihm am geeignetsten erscheinen, um uns sein Werk vorzuführen; und daß, da alle Kunst schließlich bis zu einem gewissen Grad eine Tat darstellt, einen Versuch, seine eigene Persönlichkeit auf fiktivem Grunde vorzuführen, außerhalb der Zufälligkeiten, der Hindernisse und der Grenzen des täglichen Lebens, es eine Verwirrung des ethischen mit

dem ästhetischen Problem bedeutet, wenn man einen Künstler wegen einer Fälschung zur Rechenschaft zieht.

Erskine, der bei weitem älter war als ich und mir mit der belustigten Herablassung eines Vierzigers zugehört hatte, legte plötzlich seine Hand auf meine Schulter und sagte: „Was würden Sie von einem jungen Manne halten, der bezüglich eines gewissen Kunstwerkes eine besondere Theorie hätte, an seine Theorie glauben würde und eine Fälschung beginge, um sie zu beweisen?"

„Das ist etwas ganz anderes", antwortete ich.

Erskine schwieg einen Augenblick und blickte auf die dünnen, grauen Rauchringel, die von seiner Zigarette aufstiegen. „Allerdings", sagte er nach einer Pause. „Das ist etwas anderes."

Es lag etwas im Ton seiner Stimme, vielleicht eine leichte Spur von Bitternis, was meine Neugier reizte. „Haben Sie etwa jemanden gekannt, der dies getan hat?" frug ich.

„Ja", antwortete er und warf seine Zigarette ins Feuer. „Es war ein guter Freund von mir, Cyril Graham. Er war sehr verrückt, sehr herzlos und bezauberte die Menschen. Er hat mir übrigens das einzige Erbe hinterlassen, das ich in meinem Leben erhielt."

„Und was war das?" rief ich aus.

Erskine stand von seinem Sitze auf, ging

zu einem hohen, eingelegten Schranke, der zwischen den beiden Fenstern stand, sperrte ihn auf und kam zurück mit einem schmalen Tafelbilde in einem alten und einigermaßen nachgedunkelten Elisabethinischen Rahmen.

Es war das Portrait eines jungen Mannes in ganzer Figur im Kostüm des ausgehenden 16. Jahrhunderts, an einem Tische stehend, die rechte Hand auf einem offenen Buche. Er schien ungefähr siebzehn Jahre alt und war von ganz besonderer Schönheit, wenn auch diese Schönheit etwas femininer Natur war. Wäre nicht das Kostüm gewesen und das kurzgeschnittene Haar, so hätte man wirklich glauben können, daß dieses Antlitz mit seinen träumenden, nachdenklichen Augen, mit seinen zarten, roten Lippen das Gesicht eines Mädchens sei. In seiner Technik und besonders in der Art, wie die Hände behandelt waren, erinnerte das Bild an die späteren Werke von Francois Clouet. Das schwarzsamtene Wams mit seinen phantastischen Goldspitzen und der pfauenblaue Hintergrund, von dem es sich so angenehm abhob und durch den es eine so leuchtende Farbenwirkung gewann, war ganz in Clouets Stil; und die beiden Masken von Tragödie und Komödie, die einigermaßen konventionell an dem Marmorsockel hingen, zeigten den harten Ernst der Pinselführung — so verschieden von der leichten Grazie der Italiener — den selbst am französischen Hofe der große vlä-

mische Meister niemals ganz verloren hat und der an und für sich immer ein charakteristisches Merkmal nordischer Art geblieben ist.

„Das ist ein reizendes Bild", rief ich aus. „Aber wer ist dieser wunderbare junge Mann, dessen Schönheit uns die Kunst so glücklich bewahrt hat?"

„Das ist das Bild von W. H.", sagte Erstine mit einem traurigen Lächeln. Vielleicht war es bloß ein zufälliger Lichteffekt, aber mir kam es vor, als glänzten Tränen in seinen Augen.

„W. H.", rief ich aus. „Wer war W. H.?"

„Erinnern Sie sich nicht?" antwortete er. „Sehen Sie doch das Buch an, auf dem seine Hand ruht."

„Ich sehe eine Schrift darauf, aber ich kann sie nicht entziffern", antwortete ich.

„Nehmen Sie dieses Vergrößerungsglas und versuchen Sie zu lesen", antwortete Erskine und dasselbe traurige Lächeln spielte um seinen Mund.

Ich nahm das Glas, hob die Lampe etwas näher und begann die schwierige Handschrift zu buchstabieren.

„Dem einzigen Erzeuger der nachfolgenden Sonette ...."

„Großer Gott", rief ich, „ist das Shakespeares W. H.?"

„Das war Cyril Grahams Meinung", murmelte Erskine.

„Aber er gleicht doch nicht im Geringsten dem Lord Pembroke“, antwortete ich. „Ich kenne die Penshurst-Bilder sehr gut. Ich habe sie erst vor einigen Wochen gesehen.“

„Glauben Sie also wirklich, daß die Sonette an Lord Pembroke gerichtet sind?“ frug er.

„Ich bin davon überzeugt“, antwortete ich. „Pembroke, Shakespeare und Mrs. Mary Fitton sind die drei Personen der Sonette. Darüber kann kein Zweifel herrschen.“

„Ich bin ganz Ihrer Meinung“, sagte Erskine. „Aber ich dachte nicht immer so. Ich dachte sogar — ja, ich glaubte wirklich eine Zeit lang an Cyril Graham und seine Theorie.“

„Und worin bestand diese Theorie?“ frug ich und betrachtete das wundervolle Bild, das bereits begonnen hatte, mich in ganz merkwürdiger Weise zu faszinieren.

„Das ist eine lange Geschichte“, sagte Erskine und nahm mir das Bild fort — fast heftig, wie es mir damals vorkam — „eine sehr lange Geschichte, aber wenn es Sie interessiert, so will ich sie Ihnen erzählen.“

„Mich interessiert jede Theorie über die Sonette“, rief ich aus. „Aber ich glaube nicht, daß ich leicht zu irgendeiner neuen Anschauung bekehrt werden kann. Der Gegenstand hat aufgehört ein Geheimnis zu sein. Ja, ich wundere mich, daß es jemals ein Geheimnis war.“

„Da ich selbst nicht an die Theorie glaube,

so bin ich wohl kaum in der Lage, Sie zu bekehren", sagte Erskine lachend. „Aber Sie werden der Sache Ihre Anteilnahme nicht versagen können."

„So erzählen Sie doch", sagte ich, „wenn die Geschichte nur halb so entzückend ist wie das Bild, so bin ich mehr als zufrieden."

„Ich muß", sagte Erskine und zündete sich eine Zigarette an, „meine Geschichte damit beginnen, daß ich Ihnen etwas über Cyril Graham selbst erzähle. Er und ich lebten im selben Hause in Eton. Ich war ein oder zwei Jahre älter als er, aber wir waren dicke Freunde und wir arbeiteten und spielten immer zusammen. Wir spielten natürlich bedeutend mehr als wir arbeiteten, aber ich kann nicht sagen, daß ich dies bedauere. Es ist immer ein Vorzug, nicht die übliche, solide Erziehung genossen zu haben und was ich auf den Spielgründen in Eton lernte, war für mich ebenso nützlich wie irgend etwas, was mir in Cambridge beigebracht wurde. Ich muß Ihnen sagen, daß Cyrils Eltern tot waren. Sie ertranken bei einem schrecklichen Jachtunglück bei der Insel Wight. Sein Vater stand in diplomatischen Diensten und hatte die einzige Tochter des alten Lord Crediton geheiratet, der nach dem Tode seiner Eltern Cyrils Vormund wurde. Ich glaube nicht, daß Lord Crediton für Cyril viel Sympathie hatte. Er hat es seiner Tochter nie verziehen, daß sie einen Mann ohne Titel

geheiratet hatte. Er war ein ganz sonderbarer alter Aristokrat, der wie ein Obsthausierer fluchte und die Manieren eines Bauern hatte. Ich erinnere mich, ihn einmal betrunken gesehen zu haben. Er brummte mich an, gab mir einen Sovereign und sagte mir, ich soll kein so verfluchter Radikaler werden wie mein Vater. Cyril liebte ihn nicht sehr und war herzlich froh, den größten Teil seiner Ferien mit uns in Schottland verbringen zu dürfen. Eigentlich harmonierten sie überhaupt niemals. Cyril kam er vor wie ein Bär und er fand Cyril verweiblicht. Cyril war in der Tat in vielen Dingen feminin, obzwar er ein sehr guter Reiter und ein glänzender Fechter war. Er erhielt sogar einen Fechtpreis, bevor er Eton verließ. Aber er war sehr weich in seiner Art und Weise und nicht wenig eitel auf sein Äußeres, und er hatte eine starke Abneigung gegen Fußball. In Eton liebte er es immer, sich zu kostümieren und Shakespeare zu rezitieren, und als der Dreifaltigkeitstag anrückte, wurde er sofort Mitglied der akademisch-dramatischen Gesellschaft. Ich erinnere mich, daß ich ihn wegen seiner Schauspielerei immer beneidete. Ich war ihm ganz und gar ergeben, vielleicht deswegen, weil wir in einigen Dingen so ganz und gar verschieden waren. Ich war einigermaßen ungeschickt, ein schwächlicher Junge mit sehr großen Füßen und mit einem Gesicht voller Sommersprossen. Som-

merſproſſen gibt es in Schottiſchen Familien eben ſo viel, wie Gicht in engliſchen. Cyril pflegte zu ſagen, daß er von beiden die Gicht vorziehe. Aber er legte immer einen unſinnig hohen Wert auf perſönliche Erſcheinung und hielt einmal einen Vortrag in unſerer Diskuſſionsgeſellſchaft, um zu beweiſen, daß es wertvoller ſei, gut auszuſehen als gut zu ſein. Er ſelbſt war wunderſchön. Leute, die ihn nicht mochten, Philiſter und Profeſſoren und junge Leute, die ſich für die theologiſche Laufbahn vorbereiteten, pflegten zu ſagen, er ſei bloß hübſch. Aber es lag doch bedeutend mehr in ſeinem Geſicht, als bloße Anmut. Ich glaube, er war das herrlichſte Weſen, das ich je geſehen habe, und nichts übertraf die Grazie ſeiner Bewegungen und den Reiz ſeiner Manieren. Er bezauberte jeden, der des Bezauberns wert war und überdies noch eine Menge Leute, die es nicht wert waren. Er war oft eigenſinnig und trotzig und ich dachte wohl, daß er ſchrecklich unaufrichtig ſei. Das ſchrieb ich hauptſächlich auf die Rechnung ſeiner unmäßigen Begier zu gefallen. Armer Cyril! Ich ſagte ihm einmal, daß er ſich mit ſehr billigen Triumphen begnüge, aber er lachte bloß. Er war ſchrecklich verwöhnt. Ich glaube alle reizenden Menſchen ſind verwöhnt, das iſt das Geheimnis ihrer Anziehungskraft.

„Ich muß ihnen aber etwas über Cyrils Schauſpielkunſt ſagen. Sie wiſſen daß keine

Schauspielerinnen bei der akademisch-dramatischen Gesellschaft mitwirken dürfen. Mindestens war es so zu meiner Zeit. Ich weiß nicht, wie es jetzt damit steht. Natürlich wurde Cyril immer für die weiblichen Rollen genommen und als man „Wie es euch gefällt" aufführte, spielte er die Rosalinde. Es war eine wunderbare Aufführung. Cyril Graham war wirklich die vollendetste Rosalinde, die ich je gesehen habe. Es wäre unmöglich, Ihnen die Schönheit, die Zartheit, die Durchgeistigung des Ganzen zu beschreiben. Es war ein ungeheuerer Erfolg und das schreckliche kleine Theater war jeden Abend gedrängt voll. Selbst wenn ich das Stück jetzt lese, muß ich an Cyril denken. Als ob es für ihn geschrieben worden wäre. Im nächsten Semester holte er sich einen Grad und kam nach London, um sich für die diplomatische Karriere vorzubereiten. Aber er tat nie etwas. Er verbrachte seine Tage mit dem Lesen der Shakespeareschen Sonette und seine Abende verbrachte er im Theater. Er war natürlich ganz erpicht darauf zur Bühne zu gehen. Lord Crediton und ich konnten nichts anderes tun, als ihn daran verhindern. Vielleicht würde er noch leben, wenn er zur Bühne gegangen wäre. Es ist immer dumm einen Rat zu geben, aber es ist ganz und gar verderblich einen guten Rat zu geben. Ich hoffe, Sie werden diesen Unsinn nie begehen. Wenn Sie es tun, so werden Sie es bedauern.

12*

„Ich will aber zum Kern meiner Geschichte kommen. Eines Tages erhalte ich einen Brief von Cyril, worin er mich ersucht, abends in seine Wohnung zu kommen. Seine Wohnung in Piccadilly war reizend, und hatte den Ausblick auf den Park. Da ich ihn jeden Tag zu besuchen pflegte, so war ich überrascht, daß er sich die Mühe nahm zu schreiben. Natürlich ging ich hin und als ich bei ihm eintraf, fand ich ihn in einem Zustand großer Aufregung. Er sagte mir, daß er endlich das wahre Geheimnis der Shakespearischen Sonette entdeckt habe; daß alle gelehrten Kritiker bisher eine ganz falsche Fährte verfolgt hätten, und daß er der erste sei, der, sich bloß auf innerliche Zeugnisse stützend, herausgebracht habe, wer W. H. sei. Er war außer sich vor Freude und wollte lange Zeit mir seine Theorie nicht auseinandersetzen. Endlich brachte er einen Haufen Notizen herbei, nahm sein Exemplar der Sonette vom Kamin, setzte sich nieder und hielt mir einen langen Vortrag über die ganze Sache.

Er begann mit der Hervorhebung, daß der junge Mann, an den Shakespeare diese leidenschaftlichen Gedichte gerichtet hat, jemand gewesen sein müsse, der ein wirklich vitaler Faktor in der Entwicklung seiner dramatischen Kunst war und daß man dies weder von Lord Pembroke noch von Lord Southhampton behaupten könne. Wer immer es aber auch war, es kann niemand

von hoher Geburt gewesen sein, wie dies sehr klar aus der 25. Sonette vorgeht, worin Shakespeare sich denjenigen, die „Lieblinge“ großer Prinzen sind, gegenüberstellt. Er sagt dort ganz klar:

„Laß die, so in der Gunst der Sterne stehn
Mit Titelprunk sich blähn und lauter Ehre
Ich, fern von solchem Glanz, will ungesehn
An dem mich freun, was ich zumeist verehre.“

und endet das Sonett, indem er sich zu dem niedern Stande, der ihm so lieb ist, beglückwünscht.

„Drum glücklich ich! Ich lieb und bin geliebt,
Wo ich nie wank' und nichts beiseit mich schiebt.“

Cyril erklärte, daß dieses Sonett ganz unverständlich sei, wenn wir annehmen wollten, daß es dem Grafen Pembroke oder dem Grafen Southhampton gelte, zwei Männern, die zuhöchst im Range in England standen und mit Recht Lieblinge großer Prinzen genannt werden durften. Und um seine Ansicht zu unterstützen las er mir das 124. und 125. Sonett, worin Shakespeare uns sagt, daß seine Liebe nicht „ein Kind der Größe“ sei, daß sie nicht „kränkelt im Lächeln stolzer Pracht“, wohl aber gebaut sei „fern vom Zufall“. Ich hörte mit großem Interesse zu, denn ich glaube nicht, daß die Bemerkung jemals gemacht worden ist. Was aber folgte war noch viel seltsamer und schien mir damals vollkommen Pembrokes Ansprüche zu

entkräften. Wir wissen von Meres, daß die Sonette 1598 geschrieben wurde und das 104. Sonett berichtet uns, daß Shakespeares Freundschaft für W. H. bereits drei Jahre dauere. Nun kam Lord Pembroke, der 1580 geboren wurde, nach London nicht vor seinem 18. Jahr, das heißt nicht vor 1598 und Shakespeares Bekanntschaft mit W. H. muß 1594 begonnen haben oder spätestens 1595. Shakespeare kann also Lord Pembroke erst nach der Niederschrift der Sonette kennen gelernt haben.

Cyril betonte auch, daß Pembrokes Vater nicht vor 1601 starb, indes aus dem Verse

„Ihr hattet einen Vater, laßt den Sohn es künden"

hervorgeht, daß der Vater W. H.s im Jahre 1598 tot war. überdies ist es unsinnig anzunehmen, daß irgend ein Verleger jener Zeit, und die Vorrede ist von der Hand des Verlegers, die Kühnheit gehabt hätte William Herbert Graf von Pembroke mit Herrn W. H. anzusprechen. Der Fall von Lord Buckhurst, den man einmal Mr. Sackville nannte, ist in Wirklichkeit kein entsprechendes Beispiel, denn Lord Buckhurst war kein Pear, sondern bloß der jüngere Sohn eines Pears mit einem Ehrentitel und die Stelle in Englands Parnaß, wo von ihm gesprochen wird, ist keine formelle und feierliche Widmung, sondern bloß eine zufällige Anspielung. So wurden Lord Pembrokes angebliche Ansprüche von Cyril mit leichter Hand

zerstört und ich saß ganz verwundert da. Mit Lord Southhampton hatte Cyril noch weniger Mühe. Southhampton wurde in sehr jungen Jahren der Liebhaber von Elisabeth Vernon, so daß er keine Aufforderung, sich zu verheiraten, brauchte; er war nicht schön; er ähnelte nicht seiner Mutter, wie W. H.

„Wie Du ein Spiegel deiner Mutter scheinst,
Die ihren holden Mai ihr ruft zurück."

Und vor allem war sein Vorname Heinrich, indes die wortspielenden Sonette, 135 und 143 beweisen, daß der Vorname von Shakespeares Freund derselbe war wie sein eigener, nämlich William.

Was die übrigen Hypothesen unglückseliger Kommentatoren betrifft, daß W. H. ein Druckfehler ist für W. S., was William Shakespeare bedeute, daß „Mr. W. H. all" gelesen werden müßte: Mr. W. Hall, daß Mr. W. H. Mr. William Hathaway sei, daß nach „wünscht" ein Punkt gemacht werden müsse, so daß W. H. als der Schreiber und nicht als der Angesprochene bei der Widmung erscheine — so wurde Cyril damit in sehr kurzer Zeit fertig. Und es ist nicht der Mühe wert seine Gründe anzuführen, obzwar ich mich erinnere, daß ich hellauf lachte, als er mir, Gottlob nicht im Original, einige Auszüge von einem deutschen Kommentator namens Barnstorff vorlas, der darauf bestand, daß Mr. W. H. niemand anders sei, als

„Mr. William Himself". Er gab auch keinen Augenblick zu, daß die Sonette etwa nichts anderes wären, als bloße Satiren über die Werke von Drayton und John Davies von Hereford. Ihm wie auch mir erschienen sie als Gedichte von ernster und tragischer Bedeutung, die Shakespeare der Bitterkeit seines Herzens entrang und mit dem Honig seiner Lippen versüßte. Noch weniger wollte er zugeben, daß sie bloß eine philosophische Allegorie bedeuten sollten und daß in ihnen Shakespeare sich an sein ideales Selbst wende, oder an eine ideale Männlichkeit, oder den Geist der Schönheit, oder die Vernunft oder das göttliche Wort oder die katholische Kirche im Auge habe. Er fühlte wie wir tatsächlich alle fühlen müssen, daß die Sonette an ein Individuum gerichtet sind, an einen bestimmten jungen Mann, dessen Persönlichkeit aus irgend einem Grunde Shakespeares Seele mit schrecklicher Freude und in nicht minderem Maße mit schrecklicher Verzweiflung erfüllt haben muß.

Nachdem er in dieser Weise den Weg gesäubert hatte, bat mich Cyril alle vorgefaßten Ideen, die ich vielleicht über dieses Thema haben könnte, beiseite zu lassen und seiner Theorie ein unbefangenes Gehör zu schenken. Das Problem, das er lösen wollte, war folgendes: wer war der junge Mann in den Tagen Shakespeares, der ohne von edler Ge-

burt oder selbst von edlem Stamm zu sein von ihm in Ausdrücken von so leidenschaftlicher Verehrung angeredet wurde, daß wir uns fast fürchten, an den Schlüssel zu rühren, der das Geheimnis des Dichterherzens öffnet? Wer war der Mann, dessen physische Schönheit so groß war, daß sie der Eckstein von Shakespeares Kunst wurde, die Quelle seiner Begeisterung, die Verkörperung seiner Träume? Ihn bloß als Gegenstand gewisser Liebesgedichte betrachten, heißt die ganze Bedeutung der Gedichte verkennen: denn die Kunst, von der Shakespeare in seinen Sonetten spricht, ist nicht die Kunst der Sonette selbst, die er als eine heimliche und geringe Form betrachtete, sondern es ist die Kunst des Dramatikers, auf die er immer wieder anspielt; und er, von dem Shakespeare sagt

„Mir bist Du alle Kunst, und meine Roheit
Hebst Du so hoch wie der Gelehrten Hoheit."

er, dem er Unsterblichkeit verspricht

„Dank meiner Feder lebt von Dir die Kunde,
Wo Lebenslust meist lebt, im Menschenmunde."

war sicherlich niemand anderer, als der Schauspielerknabe, für den er Viola und Imogen schuf, Julia und Rosalinde, Portia und Desdemona und selbst Kleopatra. Das war Cyril Grahams Theorie, die, wie Sie sehen, klar hervorging aus den Sonetten selbst und die anzunehmen weniger von zu demonstrierenden Be-

weisen oder Zeugnissen abhing, als von einer Art künstlerischen und geistigen Empfindens, durch das allein, wie er vorgab, die wahre Bedeutung der Gedichte erfaßt werden konnte. Ich erinnere mich, wie er mir das schöne Sonett vorlas

„Kann meine Muse Stoffs zu wenig haben,
Solang du lebst? Du strömst in mein Gedicht
Dein eignes Thema, lieblich und erhaben;
Dafür genügen Alltagsverse nicht.
O, dir allein muß aller Dank verbleiben,
Wenn Lesenswertes du entdeckst in mir;
Wer ist zu stumm, dir ein Gedicht zu schreiben,
Wenn unsre Dichtkunst Licht empfängt von dir!
Die zehnte Muse sei, zehnmal so hehr
Wie jene neun, zu denen Reimer flehen,
Und wer dich anruft, Rhythmen schaffe der
Unsterblich, die in fernster Frist bestehen!

und dabei betonte, wie vollständig es seine Theorie ergänze. Und so ging er tatsächlich sorgfältig alle Sonette durch und zeigte oder glaubte zu zeigen, daß entsprechend seiner Art die Bedeutung der Gedichte zu erkennen, die Dinge, die bisher dunkel oder schlecht oder übertrieben geschienen hatten, nun klar, vernünftig und von hoher künstlerischer Bedeutung wurden und Shakespeares Auffassung von den wahren Beziehungen zwischen der Kunst des Schauspielers und der Kunst des Dramatikers erläuterten.

Es ist natürlich klar, daß in Shakespeares

Gesellschaft ein wunderbarer Schauspielerknabe von großer Schönheit gewesen sein muß, dem er die Darstellung seiner edlen Heldinnen anvertraute. Denn Shakespeare war ebenso sehr praktischer Theaterdirektor wie phantasievoller Poet und Cyril Graham hatte faktisch den Namen des Schauspielerknaben entdeckt. Es war Will, oder wie er ihn zu nennen liebte, Willie Hughes. Den Vornamen fand er selbstverständlich in den wortspielenden Sonetten 135 und 143. Der Zuname war ihm zufolge verborgen in der achten Zeile des 20. Sonetts, wo W. H. beschrieben wird als:

„A man in hew, all Hews in his controwliug."

In der Originalausgabe der Sonette ist Hews mit einem großen Anfangsbuchstaben und in Antiqua gedruckt, und wie er annahm, bewies das klärlich, daß hier ein Wortspiel beabsichtigt war und seine Ansicht erhielt eine kräftige Unterstützung in jenen Sonetten, wo merkwürdige Wortspiele mit den Worten „use" und „usery" gemacht werden. Natürlich war ich gleich bekehrt und Willie Hughes wurde für mich eine ebenso wirkliche Persönlichkeit wie Shakespeare selbst. Den einzigen Einwand, den ich gegen diese Theorie erhob, war, daß der Name Willie Hughes in der Liste der Schauspieler der Shakespearischen Gesellschaft nicht vorkommt, wie sie in der ersten Folioausgabe abgedruckt ist. Aber Cyril betonte

nun, daß gerade die Abwesenheit von Willie Hughes' Namen auf der Liste seine Theorie erst recht unterstütze, denn es werde aus dem Sonett 86 klar, daß Willie Hughes Shakespeares Gesellschaft verlassen hatte, um in einem Konkurrenztheater zu spielen, wahrscheinlich in irgendeinem Stücke von Chapman. Darauf bezieht sich, was in seinem großen Sonette über Chapman Shakespeare zu Willie Hughes sagt:

„Als Deine Gunst begann sein Lied zu feilen,
Da schwand mein Stoff, da lahmten meine Zeilen."

Der Ausdruck: „Your countenance filled up his line" bezieht sich offenbar auf die Schönheit des jungen Schauspielers, die Chapmans Versen Leben und Wirklichkeit und neue Reize gab. Und derselbe Gedanke kommt noch einmal vor im 79. Sonett —

„Als ich allein noch anrief Deine Gunst,
Floß meinem Lied allein Dein Anmutschatz!
Nun aber welkt die Anmut meiner Kunst,
Die Muse, krank, macht einer andern Platz."

und in dem unmittelbar vorangehenden Sonett, wo Shakespeare sagt

„Daß nun die ganze Zunft, wie ich's begann,
Gedichte ausstreut unter Deinem Schutze."

Das Wortspiel mit den Worten use und Hughes ist natürlich ganz klar und die Phrase „Gedichte ausstreut unter Deinem Schutze" bedeutet: „durch deine Mitwirkung als Schauspieler bringst du ihre Stücke vor das Publikum."

Es war ein wundervoller Abend und wir saßen fast bis zur Morgendämmerung und lasen die Sonette immer wieder. Nach einiger Zeit begann ich jedoch einzusehen, daß es notwendig sei, ehe die Theorie in vollkommener Form der Welt vorgelegt werden könne, für die Existenz des Schauspielers Willie Hughes einen einwandfreien Beweis zu schaffen. In diesem Falle gäbe es keinen möglichen Zweifel mehr an seiner Identität mit W. H. Mißlang dieser Beweis, dann war es freilich nichts mit der Theorie. Ich setzte dies sehr ernsthaft Cyril auseinander, der sich einigermaßen über meine, wie er es nannte, philiströse Anschauung, ärgerte und sehr bittere Worte brauchte. Aber ich nahm ihm das Versprechen ab, daß er in seinem eigenen Interesse seine Entdeckung nicht früher veröffentlichen würde, ehe er nicht alles aus dem Bereich des Zweifels gehoben. Und Wochen lang durchsuchten wir die Matrikeln in den Kirchen der Stadt, die Alleyn-Mss. in Dulwich, das Record Office, die Papiere des Lord Chamberlain, kurz alles, was eine Anspielung auf Willie Hughes enthalten hätte können. Natürlich fanden wir nichts und mit jedem Tag schien mir die Existenz von Willie Hughes problematischer zu werden. Cyril war in einem schrecklichen Zustande und ging mit der Absicht, mich zu überzeugen, die ganze Frage Tag für Tag durch. Aber ich sah

die eine Lücke in der Theorie und ich verweigerte meine Überzeugung, ehe nicht die tatsächliche Existenz von Willie Hughes, dem Schauspielerknaben aus der Elisabethinischen Zeit allen Zweifeln und Spitzfindigkeiten zum Trotz bewiesen wäre.

Eines Tages verließ Cyril die Stadt, um zu seinem Großvater zu gehen, wie ich damals glaubte. Aber ich hörte später von Lord Crediton, daß dies nicht der Fall gewesen war. Und vierzehn Tage später erhielt ich ein in Warwick aufgegebenes Telegramm von ihm, worin er mich bat, bestimmt abends um $^1/_2$8 Uhr zu kommen, um mit ihm zu essen. Als ich eintrat, sagte er zu mir: ‚Der einzige Apostel, der keinen Beweis verdiente, war der heilige Thomas, und der heilige Thomas war der einzige Apostel, dem er zuteil wurde.‘ Ich frug ihn, was er damit meine. Er antwortete, daß er nicht nur imstande gewesen sei, die Existenz eines Schauspielerknaben namens Willie Hughes im 16. Jahrhundert nachzuweisen, sondern auch das unumstößliche Zeugnis erbracht habe, daß dies der W. H. der Sonette sei. Er wollte mir in diesem Augenblick nichts mehr sagen. Aber nach dem Essen brachte er mir feierlich das Bild herbei, das ich Ihnen gezeigt habe, und erzählte mir, daß er es ganz zufällig entdeckt habe, angenagelt an einen alten Kasten, den er in einem Pächterhause in Warwickshire

gekauft. Den Kasten selbst, ein sehr feines Stück Elisabethinischer Arbeit, hatte er natürlich mitgebracht und in der Mitte des vorderen Faches waren die Anfangsbuchstaben W. H. unzweifelhaft eingeschnitzt. Das Monogramm hatte seine Aufmerksamkeit erregt und er sagte mir, daß der Kasten schon einige Tage in seinem Besitz gewesen sei, ehe er daran gedacht habe, das Innere sorgfältig zu prüfen. Eines Morgens nun sah er, daß die eine Seite des Kastens viel dicker als die andere sei und bei näherer Prüfung entdeckte er an dieser Seite ein eingefügtes und eingerahmtes Holzbild. Er nahm es heraus und es war das Bild, das nun auf dem Sofa lag. Es war sehr schmutzig und ganz mit Schimmel bedeckt. Aber er brachte zustande es zu reinigen und sah zu seiner großen Freude, daß die einzige Sache, die er suchte, ihm durch bloßen Zufall in die Hände gefallen sei. Da war ein authentisches Portrait von W. H., die Hand auf dem Widmungsblatt der Sonette und auf dem Rahmen selbst konnte man undeutlich in schwarzen Unzialbuchstaben auf einem verblaßten Goldgrund den Namen des jungen Mannes lesen: „Master Wil. Hews."

Was sollte ich nun sagen? Ich dachte keinen Augenblick daran, daß Cyril Graham mir einen Streich spielen wollte, oder daß er versuchte, seine Theorie mit Hilfe einer Fälschung zu beweisen."

„Aber ist es eine Fälschung?" frug ich.

„Natürlich ist es eine", sagte Erskine. „Es ist eine sehr gute Fälschung, aber es ist nichtsdestoweniger eine Fälschung. Damals glaubte ich, daß Cyril ganz ruhig über die Sache denke. Aber ich erinnere mich, daß er mir mehr als einmal sagte, er selbst brauche keinen Beweis und daß er an seine Theorie auch ohne Beweis glaube. Ich lachte darüber und sagte ihm, daß ohne Beweis seine Theorie einfach umfiele, und ich beglückwünschte ihn in warmen Worten zu seiner wunderbaren Entdeckung. Wir beschlossen dann, daß das Bild gestochen oder faksimiliert werden sollte, um als Titelblatt für Cyrils Ausgabe zu dienen. Und drei Monate lang tat ich nichts anderes als jedes Gedicht Zeile für Zeile durchzugehen, bis wir jede Schwierigkeit des Textes oder des Sinnes gelöst hatten. Eines unglückseligen Tages war ich in einem Kupferstichladen in Holborn, wo ich oberhalb des Pultes einige wundervolle Zeichnungen in Silberstift hängen sah. Sie gefielen mir so sehr, daß ich sie kaufte, und der Ladenbesitzer, ein Mann namens Rawlings, sagte mir, daß ein junger Maler namens Edward Merton sie gemacht habe, ein sehr geschickter Mensch, aber arm wie eine Kirchenmaus. Einige Tage später suchte ich Merton auf, nachdem ich seine Adresse von dem Kupferstichhändler erfahren hatte, und ich fand einen blassen, interessanten jungen

Mann mit einem etwas gewöhnlich aussehenden Weib, seinem Modell, wie ich später erfuhr. Ich sagte ihm, wie sehr ich seine Zeichnungen bewundert hätte, was ihn offenbar sehr freute, und ich bat ihn, mir noch einige von seinen anderen Sachen zu zeigen. Als wir seine Mappe durchblätterten, die ganz voll war mit wirklich entzückenden Sachen — Merton hatte eine sehr zarte und anmutige Stilführung — entdeckte ich plötzlich eine Zeichnung des Bildes von W. H. Kein Zweifel war möglich. Es war fast wie ein Faksimile. Der einzige Unterschied war der, daß die beiden Masken, Tragödie und Komödie, nicht an der Marmortafel hingen wie auf dem Bilde, sondern auf dem Boden zu den Füßen des jungen Mannes lagen. ‚Wo um Himmels Willen haben Sie das her?‘ sagte ich. Er wurde etwas verlegen und antwortete: ‚O, das ist nichts. Ich wußte nicht, daß das in dieser Mappe sei. Es hat gar keinen Wert.‘ ‚Das ist doch das Ding, das du für Herrn Cyril Graham gemacht hast!‘ rief seine Frau. ‚Und wenn dieser Herr es zu kaufen wünscht, so laß es ihm doch.‘ ‚Für Herrn Cyril Graham?‘ wiederholte ich. ‚Haben Sie das Bild gemalt?‘ ‚Ich verstehe nicht, was Sie meinen‘, antwortete er und wurde sehr rot. Die ganze Geschichte war furchtbar peinlich. Das Weib erzählte alles. Ich gab ihr fünf Pfund, als ich wegging. Ich kann jetzt gar nicht daran denken. Natürlich war ich wütend.

Ich ging sofort zu Cyrils Wohnung, wartete dort drei Stunden, bevor er kam, und die schreckliche Lüge starrte mir entgegen; ich sagte ihm, daß ich seine Fälschung entdeckt hätte. Er wurde sehr bleich und erwiderte: ‚Ich tat es einzig und allein Ihretwegen. Sie konnten nicht anders überzeugt werden. Das berührt die Wahrheit der Theorie durchaus nicht.‘ ‚Die Wahrheit der Theorie?‘ rief ich aus. ‚Je weniger wir darüber sprechen, desto besser. Sie selbst haben nie daran geglaubt, sonst hätten Sie nicht eine Fälschung begangen, um sie zu beweisen.‘ Es fielen erregte Worte. Wir stritten heftig. Vielleicht wurde ich ungerecht. Am nächsten Morgen war er tot."

„Tot?" rief ich.

„Ja, er erschoß sich mit einem Revolver. Einige Tropfen Blut spritzten auf den Rahmen des Bildes, gerade dort, wo der Name geschrieben steht. Als ich kam — sein Diener hatte sofort nach mir geschickt — war die Polizei bereits an Ort und Stelle. Er hatte einen Brief für mich hinterlassen, der offenbar in der größten Aufregung und Geistesverwirrung geschrieben war."

„Was stand darin?" frug ich.

„Es stand darin, daß er unbedingt an Willie Hughes glaube und daß die Fälschung des Bildes nur mir zuliebe geschehen sei und nicht im allergeringsten Maße die Richtigkeit der Theorie

schwäche. Und daß er, um mir zu zeigen, wie fest und unerschütterlich sein Glaube in die ganze Sache sei, nun hingehe und sein Leben dem Geheimnis der Sonette zum Opfer bringe. Es war ein verrückter, toller Brief. Ich erinnere mich, daß er am Ende sagte, er lege nun die Theorie von Willie Hughes in meine Hände, damit ich sie der Welt bekannt mache, um also das Geheimnis von Shakespeares Herzen zu enthüllen."

„Das ist eine sehr tragische Geschichte", rief ich aus. „Aber warum haben Sie den Wunsch des Toten nicht erfüllt?"

Erskine zuckte die Schultern. „Weil die Theorie vom Anfang bis zum Ende ein Unsinn ist", antwortete er.

„Mein lieber Erskine", sagte ich und stand auf. „Sie sind bezüglich der ganzen Sache falscher Meinung. Die Theorie ist bis zum heutigen Tage der einzige vollkommene Schlüssel zu Shakespeares Sonetten. Jedes Detail stimmt. Ich glaube an Willie Hughes."

„Sagen Sie das nicht", sagte Erskine sehr ernst. „Ich glaube, diese Idee bringt Unglück mit sich. Und Vernünftiges läßt sich dafür nicht sagen. Ich habe die ganze Sache gründlich untersucht und versichere Sie, die Theorie ist durch und durch irrig. Bis zu einem gewissen Punkte mag sie einleuchtend sein. Aber dann ist auch alles aus. Um Gottes Willen, mein lieber

13*

Freund, nehmen Sie sich nicht der Sache Willie Hughes an. Ihr Herz wird darüber brechen."

„Erskine," antwortete ich, „es ist Ihre Pflicht, die Theorie der Welt vorzulegen. Tun Sie es nicht, so werde ich es tun. Indem Sie die Sache unterdrücken, schädigen Sie die Erinnerung Cyril Grahams, des letzten und glänzendsten Märtyrers der Literatur. Ich beschwöre Sie, geben Sie ihm, was ihm rechtens gebührt. Er starb für die Sache, lassen Sie ihn nicht umsonst gestorben sein."

Erskine schaute mich ganz überrascht an. „Das Gefühl für die Sache reißt Sie fort", sagte er. „Sie vergessen, daß eine Sache nicht notwendigerweise wahr sein muß, weil ein Mann für sie gestorben ist. Ich war Cyril Graham ein treuer Freund. Sein Tod war ein furchtbarer Schlag für mich. Ich habe ihn Jahre nicht verwunden. Ich glaube, daß ich ihn überhaupt nicht verwunden habe. Aber Willie Hughes? Was ist uns Willie Hughes? Er hat niemals gelebt. Und der Welt die Sache vorlegen? Die Welt glaubt, daß ein zufällig losgegangener Schuß Cyril Graham getötet hat. Der einzige Beweis seines Selbstmordes war in seinem Briefe an mich enthalten und von diesem Briefe hat die Öffentlichkeit nie etwas gehört. Bis auf den heutigen Tag glaubt Lord Crediton, daß die ganze Sache nur ein unglückseliger Zufall war."

„Cyril Graham opferte sein Leben einer

großen Idee“, antwortete ich. „Und wenn Sie nicht von seinem Märtyrertum berichten wollen, so erzählen Sie wenigstens von der Kraft seines Glaubens.“

„Sein Glaube“, sagte Erskine, „betraf eine Sache, die falsch war, eine Sache, die ein Unsinn war, eine Sache, die kein Shakespeareforscher nur einen Augenblick ernst nehmen kann. Die Theorie würde ausgelacht werden. Lassen Sie sich nicht zum Narren halten und folgen Sie keinem Wege, der nirgends hinführt. Sie gehen von der Existenz einer Person aus, deren Existenz gerade das ist, was bewiesen werden soll. Überdies weiß jedermann, daß die Sonette an den Lord Pembroke gerichtet waren. Die Sache ist ein für allemal entschieden.“

„Die Sache ist nicht entschieden“, rief ich aus. „Ich will die Theorie dort aufnehmen, wo Cyril Graham sie verlassen hat, und ich werde der Welt beweisen, daß er im Rechte war.“

„O Sie Tor!“ sagte Erskine, „gehen Sie nach Hause. Es ist zwei Uhr vorbei. Und denken Sie nicht mehr an Willie Hughes. Es tut mir leid, daß ich Ihnen überhaupt etwas erzählt habe und es täte mir sehr leid, Sie zu einer Sache bekehrt zu haben, die ich selbst nicht glaube.“

„Sie haben mir den Schlüssel gegeben zum größten Geheimnis der modernen Literatur“, antwortete ich. „Und ich werde nicht ruhen noch

rasten, bis nicht Sie, bis nicht die ganze Welt erkannt hat, daß Cyril Graham der feinste Shakespeareforscher unserer Tage gewesen ist."

Als ich durch den St. James-Park heimging, dämmerte der Morgen gerade über London. Die weißen Schwäne lagen schlafend auf dem glatten Spiegel des Sees und der schlanke Palast erschien purpurn gegen den blaßgrünen Himmel. Ich dachte an Cyril Graham und meine Augen füllten sich mit Tränen.

## II.

Es war zwölf Uhr vorbei, als ich erwachte. Und die Sonne strömte durch die Vorhänge meines Zimmers in langen, schrägen Strahlen von Goldstaub. Ich sagte meinem Diener, daß ich für niemand zu Hause wäre. Und nachdem ich meine Tasse Schokolade und mein Brötchen genommen, holte ich aus meiner Bücherei mein Exemplar der Shakespearischen Sonette und begann sie sorgfältig durchzugehen. Jedes Gedicht schien mir Cyril Grahams Theorie zu bekräftigen. Mir war, als läge meine Hand auf Shakespeares Herz und als könnte ich jeden einzelnen Schlag der pulsenden Leidenschaft zählen. Ich dachte an den wunderbaren Schauspielerknaben und aus jeder Zeile blickte mir sein Gesicht entgegen. Ich erinnere mich, daß mir zwei

Sonette besonders auffielen. Das 53. und das 67. In dem ersteren beglückwünscht Shakespeare Willie Hughes zu der Vielseitigkeit seiner Schauspielkunst, zur großen Skala seiner Rollen, einer Skala, die von der Rosalinde zur Julia und von der Beatrice zur Ophelia geht und sagt zu ihm:

Aus welchen Stoffen schuf dich die Natur,
Daß tausend fremde Schatten dich begleiten?
Ein Schatten folgt uns, jedem einer nur;
Dir folgt der Schatten aller Herrlichkeiten.

Die Verse wären ganz unverständlich, wenn sie nicht an einen Schauspieler gerichtet wären, denn das Wort „Schatten" hatte zu Shakespeares Zeiten eine bühnentechnische Bedeutung. „Das Beste dieser Art sind bloß Schatten", sagt Theseus von den Schauspielern im Sommernachtstraum und es gibt zahlreiche ähnliche Anspielungen in der damaligen Literatur. Diese Sonette gehörten offenbar zu den Werken, in denen Shakespeare das Wesen der Schauspielerkunst, das merkwürdige und seltene Temperament, das für den Schauspieler notwendig ist, erörtert. „Wie kommt es," sagt Shakespeare zu Willie Hughes, „daß du so viele Persönlichkeiten in dir hast?" Und dann geht er hin und beweist, daß seine Schönheit derart ist, daß sie jede Form und Art der Phantasie zu verwirklichen scheint, daß sie jeden Traum der Schöpferkraft verkörpert, — ein Gedanke, der noch weiter aus-

geführt ist in dem nächsten Sonett, wo Shakespeare mit dem schönen Gedanken beginnend:

O wie viel schöner wird die Schönheit doch,
Wenn sie der holde Schmuck der Treue hebt.

uns einlädt, zu bemerken, wie die Wahrheit der Schauspielkunst, die Wahrheit der sichtbaren Darstellung auf der Bühne das Wunder des Gedichtes erhöht, seiner Anmut Leben gibt und seiner idealen Form Wirklichkeit verleiht. Und doch beschwört Shakespeare im 67. Sonett Willie Hughes, die Bühne zu verlassen mit all ihrer Künstlichkeit, ihrem falschen gemimten Leben, mit dem geschminktem Antlitz und dem unwahren Kostüm, mit ihren unmoralischen Einflüssen und Verlockungen, die Bühne, die so weit entfernt ist von der wahren Welt der edlen Tat und der aufrichtigen Rede.

O warum lebt er heut' in kranker Welt,
Mit seiner Gegenwart das Laster zierend,
Wo Sünde Vorschub nun durch ihn erhält,
Mit seinem Umgang sich herausstaffierend?

Wo falsche Schminke nachäfft seine Wangen
Und seinem Leben stiehlt ihr totes Rot,
Wo dürft'ge Schönheit, um gleich ihm zu prangen,
Gemalte Rosen sucht in ihrer Not?

Es mag seltsam erscheinen, daß ein so großer Dramatiker wie Shakespeare, der seine eigene Vollendung als Künstler verkörperte und der auf dem idealen Boden der Bühnenkunst und des Bühnenspiels seine eigene Menschlichkeit dar-

stellte, in solchen Ausdrücken vom Theater geschrieben hat. Aber wir müssen daran erinnern, daß in den Sonetten 110 und 111 uns Shakespeare zeigt, wie auch er der Puppen Welt müde war und wie er sich schämte, „ein Narr vor den Leuten" gewesen zu sein. Das 111. Sonett ist besonders bitter:

Schilt auf Fortunen für mein übles Leben,
Die schuld'ge Göttin meines argen Handels,
Die mir zum Leben Beß'res nicht gegeben
Als freie Kunst, die Mutter freien Wandels.

Drum trägt mein Nam' ein Brandmal eingebrannt;
Drum geht mein Wesen fast in dem verloren,
Worin es wirkt, wie eines Färbers Hand.
Fühl' Mitleid denn und wünsch' mich neugeboren.

Und so gibt es auch anderwärts viele Andeutungen desselben Gefühls, Stellen, die allen Shakespeareforschern vertraut sind. Etwas verwirrte mich ungemein, als ich die Sonette las, und es dauerte Tage, bis ich die richtige Deutung fand, die Cyril Graham selbst verfehlt zu haben scheint. Ich konnte nicht verstehen, wieso es kam, daß Shakespeare einen so großen Wert auf die Verheiratung seines jungen Freundes legte. Er selbst hatte jung geheiratet und das Ergebnis war höchst unglücklich gewesen und es schien nicht wahrscheinlich, daß er von Willie Hughes verlangte den gleichen Irrtum zu begehen. Der Schauspielerknabe, der die Rosalinde spielte,

hatte von der Ehe und von den Leidenschaften des wirklichen Lebens nichts zu erwarten. Die früheren Sonette schienen mir durch ihre merkwürdige Aufforderung, Kinder zu zeugen, einen falschen Ton zu haben. Die Erklärung des Geheimnisses kam mir ganz plötzlich und ich fand sie in der merkwürdigen Widmung. Diese Widmung lautet bekanntlich folgendermaßen:

„Dem alleinigen Erzeuger
dieser nachstehenden Sonette
Mr. W. H. wünscht alles Glück
Und jene Unsterblichkeit

verheißen von
unserm ewig lebenden Dichter
der wohlwollende Unternehmer
beim Beginne

T. T.

Einige Forscher haben angenommen, daß das Wort Erzeuger (Begatter) in der Wirkung nichts anderes bedeute als den Mann, der die Sonette dem Verleger Thomas Thorpe verschafft habe; aber diese Annahme ist längst aufgegeben und die höchsten Autoritäten sind darüber einig, daß das Wort im Sinne einer Inspiration genommen werden müsse; die Metapher sei hier nichts anderes als eine Analogie mit dem physischen Leben. Nun fand ich, daß dieselbe Metapher von Shakespeare in allen Gedichten gebraucht werde und das führte mich auf den richtigen Weg. Schließlich machte ich meine große

Entdeckung. Die Heirat, die Shakespeare Willie Hughes vorschlägt, ist die Verbindung mit der Muse, ein Ausdruck, der in dieser Form im 82. Sonett vorkommt, wo er tief erbittert über den Abfall des Schauspielerknaben, für den er seine besten Rollen geschrieben hatte und dessen Schönheit ihn im Banne hielt, die Klage mit den Worten beginnt:

„Du bist ja meiner Muse nicht vermählt."

Die Kinder, die zu erzeugen er ihn beschwört, sind nicht Kinder von Fleisch und Blut, sondern die unsterblichen Kinder unvergänglichen Ruhmes. Der ganze Zyklus der ersten Sonette ist nichts anderes als Shakespeares Bitte an Willie Hughes, die Bühne zu besteigen und ein Schauspieler zu werden. „Wie unfruchtbar und nutzlos ist deine Schönheit," sagt er, „wenn sie nicht genützt wird."

Wann vierzig Winter erst Dein Haupt berennen
Und in der Schönheit Plan Laufgräben ziehn,
Wer wird Dein Jugendstaatskleid dann noch kennen,
Und den zerfetzten Rock, wer achtet ihn?

Befragt alsdann: „Wo blieb all Deine Zier?
Wo Deines Frühlings stolzes Eigentum?"
Zu sagen: „In den hohlen Augen hier",
Wär' allverzehr'nde Schmach und Bettelruhm.

Du mußt irgend was in der Kunst schaffen; mein Vers „ist dein und von dir geboren". Hör' nur auf mich und ich will „Rhythmen schaffen, unsterblich, die in fernster Frist bestehen". Und

du wirst mit den Formen deines eigenen Bildes die Phantasiewelt der Bühne bevölkern. Diese Kinder, die du haben wirst, fährt er fort, werden nicht verwelken wie sterbliche Kinder, sondern du wirst in ihnen und in meinen Stücken leben.

„Schaff Dir ein andres Du zu Liebe mir,
Daß Schönheit leb' im Dein'gen oder Dir."

Ich sammelte alle Stellen, die meine Ansicht zu unterstützen schienen, und sie machten auf mich einen starken Eindruck und bewiesen mir, wie vollständig in Wahrheit Cyril Grahams Theorie war. Ich sah auch, daß es ganz leicht sei, die Verse, in welchen er von den Sonetten selbst spricht, von jenen abzusondern, in welchen er von seinen großen dramatischen Werken spricht. Das war ein Punkt, der bisher von allen Forschern, bis auf Cyril Graham, übersehen worden war. Und doch war es einer der wichtigsten Punkte in der ganzen Reihe der Gedichte. Shakespeare selbst war seinen Sonetten gegenüber mehr oder weniger gleichgültig. Er wollte nicht seinen Ruhm auf ihnen begründen. Sie bedeuten ihm die leichte Muse, wie er es nennt, und sie waren, wie Meres erzählt, nur bestimmt, unter wenigen, sehr wenigen Freunden von Hand zu Hand zu gehen. Andererseits kannte er in außerordentlicher Weise den hohen Wert seiner Stücke und hegte ein edles Selbstvertrauen bezüglich seines dramatischen Ingeniums. Wenn er zu Willie Hughes sagt:

Nie aber wird dein ew'ger Sommer schwinden,
Noch jene Schönheit missen, die du hast;
Nie wird der Tod im Schattenreich dich finden,
Wann dich die Zeit in ew'ge Verse faßt.
Solang noch Menschen atmen, Augen sehn,
Lebt dies und gibt dir Leben und Besteh'n.

Der Ausdruck „ew'ge Verse" spielt offenbar auf eines der Stücke an, das er ihm damals schickte, und die letzten zwei Zeilen zeugen für seinen Glauben, daß seine Stücke immer gespielt werden würden. In seiner Anrufung der dramatischen Muse, Sonette 100 und 101, finden wir dasselbe Gefühl.

„Wo bist du, Muse, daß du säumst so lange,
Dem was dir alle Macht gab, Lob zu weihn?
Verbrauchst du deine Glut in eitlem Sange,
Verdunkelst dich, um Schlechtem Glanz zu leih'n?"

ruft er aus und dann beginnt er der Herrin der Tragödie und Komödie wegen ihrer „Vernachlässigung der Wahrheit, die in Schönheit starb," Vorwürfe zu machen, und sagt:

„Schweigst du, weil er des Lobs dich überhebe?
O leere Ausflucht! Deines Amtes ist,
Daß er sein gülden Grabmal überlebe
Und Lob ihm werde bis zur fernsten Frist.
Ans Werk denn, Muse! Wie, das lehr' ich dir,
Daß ihn die späte Zukunft kennt wie wir."

Vielleicht aber ist das 55. Sonett dasjenige, in dem Shakespeare diesem Gedanken den vollsten Ausdruck gibt. Anzunehmen, daß die

„mächt'gen Verse" in der zweiten Zeile sich auf das Sonett selbst beziehen, hieße Shakespeares Absicht vollständig mißverstehen. Es schien mir, nach dem ganzen Charakter des Sonetts zu schließen, höchst wahrscheinlich, daß ein bestimmtes Stück gemeint sei und daß dieses Stück kein anderes sei als „Romeo und Julia".

Kein gülden Fürstenbild, kein Marmelstein
Wird diese mächt'gen Verse überleben;
Sie werden dir ein hellres Denkmal sein
Als Quadern, die vom Schmutz der Zeiten kleben.
Ob Zwietracht stürzt der Häuser fest Gemäuer,
Ob wüster Krieg die Statuen niederrennt,
Kein Schwert des Mars, kein fressend Kriegesfeuer
Tilgt deines Ruhms lebendig Monument.
Trotz Tod und feindlicher Vergessenheit
Sollst du bestehn, soll Raum dein Name finden
Noch in den Augen allerfernsten Zeit,
Bis die Geschlechter dieser Welt verschwinden.
Bis am Gerichtstag du dich selbst erhebst,
Wohnst du im Auge Liebender und lebst.

Es ist außerordentlich interessant zu beobachten, wie hier sowie anderwärts Shakespeare Willie Hughes Unsterblichkeit in einer den Menschen sichtbaren Form verspricht, d. h. im Rahmen des Theaters, in einem Stücke der Schaubühne.

Zwei Wochen arbeitete ich eifrig an den Sonetten, ging kaum aus und nahm keine Einladung an. Jeden Tag glaubte ich etwas neues zu entdecken und Willie Hughes schien im Geist gegenwärtig zu sein, eine alles beherrschende

Persönlichkeit. Mir kam vor, als stünde er im Schatten meines Zimmers, so gut hatte Shakespeare ihn gezeichnet mit seinem goldenen Haar, mit seiner zarten, blütengleichen Grazie, seinen verträumten, tief eingesunkenen Augen, seinen feinen beweglichen Lippen und seinen weißen Lilienhänden. Selbst sein Name faszinierte mich. Willie Hughes! Willie Hughes! Wie viel Musik liegt in diesem Namen! Ja, wer anders als er konnte der Mann-Geliebte von Shakespeares Leidenschaft sein (20/2), der Herr meiner Liebe, der durch Tugend mich in Huldigung und Lehnspflicht hält gebunden (26/1), der zarte Liebling der Natur (126/9), die Rose der ganzen Welt (Sonett 109/14), der Herold aller Frühlingsreize (Sonett 1/10), gehüllt in das stolze Staatskleid der Jugend (Sonett 2/3), der zarte Knabe, den zu hören süßer Musik gleichkommt (Sonett 8/1) und dessen Schönheit das Kleid von Shakespeares Herzen war (Sonett 22/6), wie es der Eckstein war seiner dramatischen Kunst. Wie bitter erscheint nun die ganze Tragödie seines Abfalls und seiner Schmach, einer Schmach, die er süß und lieblich machte (Sonett 95/1), durch den bloßen Zauber seiner Persönlichkeit, aber die trotzdem Schmach blieb. Da ihm aber Shakespeare vergab, sollten wir ihm nicht auch vergeben? Ich wollte nicht an das Geheimnis seiner Sünde rühren.

Daß er Shakespeares Theater verließ, war

eine andere Sache und ich durchforschte sie mit großer Mühe. Schließlich kam ich zu dem Schlusse, daß Cyril Graham sich geirrt hatte, als er annahm, der dramatische Nebenbuhler des 80. Sonett sei Chapman. Es ist offenbar Marlow, der hier gemeint ist. Zur Zeit, als die Sonette geschrieben wurden, konnte ein Ausdruck wie „der stolze Vollsegel seines gewaltigen Verses“ nicht auf Chapman angewendet werden, wenn er auch auf den Stil seiner späteren Stücke anwendbar gewesen wäre. Nein. Marlow war offenbar der dramatische Nebenbuhler, von dem Shakespeare in so lobendem Tone sprach. Und jener „gütige, vertraute Geist, der nächtlich mit Klugheit ihn betrügt“ war der Mephistopheles seines Doktor Faustus. Zweifellos war Marlow bezaubert von der Schönheit und Grazie des Schauspielerknaben und lockte ihn von Blackfriars Theater fort, damit er den Gaveston in seinem Eduard II. spiele. Daß Shakespeare das gesetzliche Recht hatte, Willie Hughes in seiner eigenen Truppe zurückzuhalten, geht aus dem Sonett 87 hervor, wo er sagt:

„Leb' wohl! Du weißt, dein Wert ist viel zu groß,
Als daß ich dauernd dich besitzen könnte;
Der Pachtbrief deiner Freundschaft spricht dich los;
Erloschen ist der Pacht, der mir dich gönnte.
Durch deine Schenkung wardst du meine Habe,
Und wie verdient' ich je so reiche Spende?

Der Rechtsgrund fehlt in mir für solche Gabe,
Und folglich ist's mit meinem Recht zu Ende.
Du gabst dich mir, unkundig deines Wertes,
Wohl auch getäuscht in mir, der ihn empfangen.
Nun ist die Schenkung als ein aufgeklärtes
Versehen deinerseits zurückgegangen.
So hab' ich dich gehabt, wie Träum' entweichen,
Im Schlaf ein König, wachend nichts dergleichen.

Aber den er nicht durch Liebe halten konnte, wollte er nicht durch Gewalt festhalten. Willie Hughes wurde ein Mitglied von Lord Pembrokes Truppe und vielleicht spielte er im offenen Hofe der Red Bull Tavern die Rolle von König Eduards zartem Liebling. Nach Marlows Tode scheint er zu Shakespeare zurückgekehrt zu sein, der, was immer die andern Mitglieder der Truppe über die Affaire gesagt haben mögen, nicht zögerte, dem jungen Schauspieler die Eigenwilligkeit und den Verrat zu verzeihen.

Wie vortrefflich hat übrigens Shakespeare das Temperament des Schauspielers gezeichnet. Willie Hughes war einer von denen, „die nicht das tun, was sie zeigen und andere rührend selbst unberührt bleiben wie Stein".

Er konnte Liebe spielen, aber er konnte sie nicht fühlen, er konnte Leidenschaft darstellen, ohne sie zu empfinden.

„Bei Vielen liest man gleich, was sich begeben
In Launen, Runzeln, finstrem Angesicht."

Aber mit Willie Hughes stand es nicht so.

„Dich aber", sagt Shakespeare in einem Sonett voll wilder Anbetung

> „Dich aber hat der Himmel so geschaffen,
> Daß süße Liebe stets dein Aug' erfüllt,
> Und welche Abgründ' auch im Herzen klaffen,
> Dein Blick nur Süßigkeit von dort enthüllt."

In dem „unbeständigen Geiste", in dem „falschen Herzen" war es leicht, die Unaufrichtigkeit und den Verrat zu erkennen, die gewissermaßen unzertrennlich sind von der künstlerischen Natur, ebenso wie die Sehnsucht nach unmittelbarer Anerkennung, die alle Schauspieler kennzeichnet. Und doch war Willie Hughes darin glücklicher als andere Schauspieler, denn er sollte einen Hauch der Unsterblichkeit verspüren. Untrennbar verknüpft mit Shakespeares Stücken war es ihm bestimmt in ihnen zu leben.

> „Dein Name wird fortan unsterblich leben;
> Ich, einmal tot, sterb' ab für alle Zeit;
> Mir wird die Erd' ein Grab wie andern geben;
> Dir ist der Nachwelt Aug' als Gruft geweiht.
> Mein feines Lied wird dann dein Grabmal sein,
> Und unerschaff'ne Augen werden's lesen:
> Ruhm, der erst sein wird, preist dereinst dein Sein,
> Wann alle Atmer dieser Zeit verwesen."

Dann gab es auch endlose Anspielungen auf Willie Hughes Macht über die Zuhörer, die Gaffer, wie Shakespeare sie nennt. Aber vielleicht die vollkommenste Schilderung seiner wunderbaren Beherrschung der dramatischen

Kunst steht in der „Klage der Liebenden", wo Shakespeare von ihm sagt:

Er ist ein Inbegriff von seinen Stoffen,
Die sich in jede Form beliebig fügen;
Bald wild und kühn, bald blaß und wie betroffen,
Bald schlau versteckt, bald ungestüm und offen,
Versteht er's stets auf's Beste, zu betrügen,
Ihm stehen Schamrot, Ohnmacht, bleicher Schreck
Sogleich zu Diensten, je nach seinem Zweck.

Auf seiner Zunge wachten oder schliefen
Die Gründe zur Entscheidung schwerer Fragen,
Sein Blick durchmaß im Nu des Denkens Tiefen,
Er wußte rasch das rechte Wort zu sagen;
Der Hörer weinte, lachte vor Behagen
Wie's ihm gefiel, denn seines Geistes Kraft
Beherrschte spielend jede Leidenschaft.*)

Einmal glaubte ich auch, daß ich faktisch Willie Hughes in der Literatur der Elisabethinischen Zeit gefunden hätte. In einer wundervollen plastischen Schilderung der letzten Tage des großen Grafen Essex, erzählt uns sein Kaplan Thomas Knell, daß der Graf in der Nacht bevor er starb „William Hews" rufen ließ, seinen Musiker, damit er Spinett spiele und singe. ‚Spiele', sagte er, ‚mein Lied, Will Hews und ich selbst will es singen.' Das tat er denn auch mit großer Freudigkeit, nicht wie ein klagender Schwan, der niederwärts blickend sein Ende erwartet, sondern wie eine süße Lerche,

*) Übersetzung von Wilhelm Jordan.

die ihre Flügel hebt und die Augen aufschlägt zu Gott und so stieg er empor zum krystallnen Himmel und erreichte mit nimmermüdem Gesang die blaue Höhe." Gewiß war der Knabe, der vor dem sterbendem Vater von Sidneys Stella Spinett spielte, kein anderer, als Willie Hughes, dem Shakespeare die Sonette widmete und der wie er selbst sagt „Musik dem Ohre war". Aber Lord Essex starb 1576, als Shakespeare erst 12 Jahre alt war. Sein Musiker konnte unmöglich mit dem W. H. der Sonette identisch sein. Vielleicht war Shakespeares junger Freund der Sohn des Spinettspielers. Es war immerhin etwas, entdeckt zu haben, daß William Hews ein Elisabethinischer Name war. In der Tat schien der Name Hews mit Musik und Bühne eng verknüpft zu sein. Die erste englische Schauspielerin war die reizende Margaret Hews, die Prinz Rupert so toll liebte. Was ist wahrscheinlicher, als daß zwischen ihr und Lord Essex' Musiker der Schauspielerknabe der Shakespeare-Stücke stand? Aber wo waren die Beweise, die Verbindungsglieder? Ich konnte sie leider nicht finden. Es schien mir, als stünde ich immer an der Schwelle der vollkommenen Aufklärung, aber ich konnte sie doch nicht erringen.

Meine Gedanken gingen bald von Willie Hughes Lebensgang zu seinem Tode. Ich grübelte

oft darüber, wie wohl sein Ende gewesen sein könnte.

Vielleicht war er einer jener englischen Komödianten, die 1604 übers Meer nach Deutschland gingen und vor dem großen Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, der selbst ein Dramatiker von nicht geringem Range war, und am Hofe jenes seltsamen Kurfürsten von Brandenburg spielten, der so für Schönheit schwärmte, daß er von einem reisenden griechischen Kaufmann dessen Sohn um sein Gewicht in Bernstein gekauft und zu Ehren seines Sklaven Feste gegeben haben soll, das ganze schreckliche Jahr 1606/07 hindurch, als das Volk vor Hunger auf den Straßen dahinstarb und sieben Monate lang kein Regen fiel. Wir wissen genau, daß Romeo und Julia 1613 in Dresden herauskam, gleichzeitig mit Hamlet und König Lear und gewiß ward niemand anderem als Willie Hughes im Jahre 1615 die Totenmaske von Shakespeare durch einen Herrn aus dem Gefolge des englischen Botschafters gebracht, ein bleiches Abschiedszeichen des großen Dichters, der ihn so heiß geliebt hat. Es wäre in der Tat etwas besonders Bestrickendes in dem Gedanken gelegen, daß der Schauspielerknabe, dessen Schönheit ein so starkes Lebenselement in dem Realismus und der Romantik von Shakespeares Kunst gewesen, der erste gewesen sei, der den Samen der neuen Kultur nach Deutschland

brachte und so in seiner Weise der Vorläufer jener Aufklärung oder Illumination des 18. Jahrhunderts war, jener glänzenden Bewegung, die obzwar durch Lessing und Herder begonnen und zur höchsten und vollkommenen Höhe durch Goethe gebracht, in nicht geringem Maße durch einen anderen Schauspieler nämlich Friedrich Schröder gefördert wurde, der das Volksbewußtsein erweckte und durch die Mittel gespielter Leidenschaften und szenischer Darstellungen die intime und lebendige Verbindung zwischen Literatur und Leben aufzeigte. War dem so — und gewiß sprach kein Beweis dagegen, so war es nicht unwahrscheinlich, daß Willie Hughes einer jener englischen Komödianten war (mimae quidam ex Britannia, wie die alte Chronik sie nennt) die in Nürnberg bei einem plötzlichen Volksaufstand erschlagen und dann heimlich in einem kleinen Weingarten außerhalb der Stadt von einigen jungen Leuten begraben wurden „die Vergnügen gefunden an ihren Darbietungen und von denen einige Unterricht in den Geheimnissen der neuen Kunst gesucht hatten“. Gewiß konnte für ihn, von dem Shakespeare gesagt hatte, „Du bist meine ganze Kunst,“ kein passenderer Begräbnisort gefunden werden, als dieser kleine Weingarten vor den Stadtmauern. Entsprang nicht die Tragödie den Leiden des Dionysos? Klang nicht das helle Gelächter der Komödie mit seiner sorglosen

Fröhlichkeit und seinen schlagfertigen Antworten von den Lippen des sizilianischen Winzers, gaben nicht die purpurnen und roten Flecken des schäumenden Weines auf Gesicht und Gliedern die erste Anregung, wie reizvoll und zaubervoll Verkleidung sei? Zeigte sich nicht also der Wunsch, sein Selbst zu verbergen, der Sinn für den Wert der Objektivität, in den rohen Anfängen der Kunst? Wo immer aber er auch begraben lag, ob in dem kleinen Weingarten vor dem Tore einer gotischen Stadt oder in irgend einem dunklen Londoner Kirchhof, mitten im Lärm und Treiben unserer großen Stadt, kein schimmerndes Denkmal bezeichnet die Stätte seines Friedens. Sein wahres Grab, wie Shakespeare es sah, war der Vers des Dichters, sein wahres Denkmal die Unsterblichkeit des Dramas. So war es mit andern gewesen, deren Schönheit ihrer Zeit schöpferische Impulse gab. Der elfenbeinerne Körper des bithinischen Sklaven modert im grünen Schlamme des Nils. Und auf den gelben Hügeln des Cerameicus ward die Asche des jungen Atheners ausgestreut. Aber Antinous lebt in der Kunst und Charmides in der Philosophie.

## III.

Als drei Wochen verstrichen waren, entschloß ich mich Erskine energisch zu mahnen,

damit er der Erinnerung Cyril Grahams Gerechtigkeit widerfahren lasse und der Welt seine wunderbare Deutung der Sonette vorlege, die einzige Deutung, die das Problem vollständig löse. Ich habe leider keine Abschrift meines Briefes mehr, noch bin ich imstande des Originals habhaft zu werden; aber ich erinnere mich, daß ich die ganze Sache durchging und Bogen über Bogen mit der leidenschaftlichen Wiederholung aller Argumente und Beweise füllte, die meine Nachforschungen mir eingegeben hatten. Es schien mir, als ob ich nicht nur Cyril Graham den ihm gebührenden Platz in der Literaturgeschichte anweise, sondern als ob ich auch die Ehre Shakespeares von der langweiligen Erinnerung an eine platte Intrigue reinige. Ich legte meine ganze Begeisterung in den Brief. Ich legte meinen ganzen Glauben in den Brief.

Aber kaum hatte ich ihn tatsächlich abgeschickt, als eine merkwürdige Reaktion mich überkam. Es war mir, als hätte ich meine Fähigkeit an die Theorie Willie Hughes zu glauben fortgegeben, als wäre etwas von mir fortgegangen und als wäre ich nun ganz unbeteiligt an der ganzen Geschichte. Was war denn geschehen? Es ist schwer zu sagen. Vielleicht hatte ich eine Leidenschaft erschöpft, indem ich den vollständigen Ausdruck für die Leidenschaft fand. Gefühlskräfte haben wie Kräfte des phy-

sischen Lebens ihre bestimmten Grenzen. Vielleicht bedingt die bloße Anstrengung, einen andern zu einer Theorie zu bekehren, in irgend einer Form den Verzicht auf die Kraft des Glaubens. Vielleicht war ich bloß der ganzen Sache müde und mein Verstand war wieder fähig leidenschaftslos zu urteilen, nachdem die Begeisterung ausgebrannt war. Sei dem wie immer, es kam dazu und ich kann es nicht erklären, daß Willie Hughes plötzlich für mich ein bloßer Mythos wurde, ein müßiger Traum, die kindische Phantasie eines jungen Mannes, dem es wie den meisten Feuergeistern mehr darum zu tun war andere zu überzeugen als selbst überzeugt zu werden.

Da ich Erskine in meinem Briefe einige ungerechte und harte Dinge gesagt hatte, so entschloß ich mich ihn sofort zu besuchen und mich bei ihm wegen meines Benehmens zu entschuldigen. Ich fuhr also am nächsten Morgen nach Beardcage Walk und fand Erskine in seiner Bibliothek, das falsche Bild Willie Hughes vor sich.

„Mein lieber Erskine", rief ich, „ich komme mich bei Ihnen zu entschuldigen".

„Sich zu entschuldigen?" sagte er. „Wofür?"

„Wegen meines Briefes", antwortete ich.

„In Ihrem Briefe steht nichts, was ungesagt sein sollte", sagte er. „Im Gegenteil,

Sie haben mir den größten Dienst erwiesen, der in Ihrer Macht lag. Sie haben mir gezeigt, daß Cyril Grahams Theorie vollkommen richtig ist."

„Sie wollen doch damit nicht etwa sagen, daß Sie an Willie Hughes glauben?" rief ich aus.

„Warum nicht?" entgegnete er. „Sie haben mir die Sache bewiesen. Glauben Sie, ich kann den Wert von Beweisen nicht schätzen?"

„Aber es gibt ja überhaupt keinen Beweis!" stöhnte ich und sank in einen Sessel. „Als ich Ihnen schrieb, stand ich unter dem Einfluß einer ganz törichten Begeisterung. Die Geschichte von Cyril Grahams Tod hatte mich gerührt, seine romantische Theorie hatte mich fasziniert, das Wunderbare und Eigenartige der ganzen Idee hatte mich eingesponnen. Jetzt sehe ich, daß die ganze Theorie auf einer Täuschung aufgebaut ist. Der einzige Beweis für das Dasein von Willie Hughes ist das Bild vor Ihnen und dieses Bild ist eine Fälschung. Lassen Sie sich doch nicht durch ein bloßes Gefühl in die Sache hineinreiten. Wie immer auch der Roman der Willie Hughes-Theorie lauten mag, der Verstand hat damit nichts zu schaffen."

„Ich verstehe Sie nicht", sagte Erskine und schaute mich ganz verblüfft an. „Sie haben mich durch Ihren Brief überzeugt, daß Willie Hughes tatsächlich gelebt hat. Warum haben Sie

Ihre Ansicht geändert? Oder war alles, was Sie mir gesagt haben, nur ein Scherz?"

„Ich kann es Ihnen nicht erklären", sagte ich. „Aber ich sehe jetzt ein, daß zugunsten von Cyril Grahams Theorie gar nichts vorgebracht werden kann. Die Sonette sind an Lord Pembroke gerichtet. Verlieren Sie um Gottes Willen Ihre Zeit nicht mit dem törichten Versuch, einen jungen Schauspieler aus der Elisabethinischen Zeit zu entdecken, der niemals gelebt hat und aus dem Phantom einer Puppe den Mittelpunkt der Shakespeareschen Sonette zu machen."

„Ich sehe, daß Sie die Theorie nicht verstehen!" antwortete er.

„Mein lieber Erskine," rief ich, „ich sollte sie nicht verstehen? Mir ist, als wäre sie aus meinem Kopf hervorgegangen. Gewiß hat Ihnen mein Brief gezeigt, daß ich nicht bloß die ganze Sache durchgesehen habe, sondern daß ich Beweise jeder Art beibrachte. Die einzige Lücke in der Hypothese ist der Umstand, daß sie die Existenz einer Person voraussetzt, deren Existenz eben der Gegenstand des Streites ist. Wenn wir zugeben, daß es in Shakespeares Truppe einen jungen Schauspieler namens Willie Hughes gab, so ist es nicht schwer, ihn zum Mittelpunkt der Sonette zu machen. Da wir aber wissen, daß es keinen Schauspieler dieses Namens am Globe-Theater gab, so ist es müßig, die Sache weiter zu verfolgen."

„Aber das ist ja gerade, was wir nicht wissen“, sagte Erskine. „Es ist vollkommen richtig, daß sein Name in der Liste der ersten Folioausgabe nicht vorkommt. Aber wie Cyril ausführte, ist es eher ein Beweis für die Existenz von Willie Hughes als gegen sie, wenn wir uns erinnern, wie verräterisch er Shakespeare wegen eines dramatischen Nebenbuhlers verlassen hat.“

Wir debattierten stundenlang, aber nichts, was ich sagte, konnte Erskines Glauben an Cyril Grahams Hypothese erschüttern. Er sagte mir, daß er die Absicht habe, sein Leben dem Beweis der Theorie zu widmen, daß er entschlossen sei, der Erinnerung Cyril Grahams Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich beschwor ihn, lachte ihn aus, ich bat, ich flehte, alles umsonst. Endlich schieden wir, nicht gerade im Bösen, aber sicherlich mit dem Schatten einer Verstimmung zwischen uns. Er hielt mich für einfältig, ich ihn für töricht. Als ich ihn wieder besuchte, sagte mir sein Diener, er sei nach Deutschland gereist.

Zwei Jahre später übergab mir der Portier in meinem Klub einen Brief mit einer ausländischen Postmarke. Er war von Erskine und war im Hotel d'Angleterre in Cannes geschrieben. Als ich ihn gelesen hatte, war ich starr vor Schrecken, wenn ich auch nicht glaubte, daß er toll genug sein könnte, sein Vorhaben auszu-

führen. Der Brief besagte, daß er auf jede Weise versucht habe, die Theorie Willie Hughes zu beweisen und daß ihm dies mißglückt sei. Und da Cyril Graham sein Leben für die Theorie geopfert habe, er auch entschlossen sei, sein eigenes Leben für dieselbe Sache hinzugeben. Die letzten Worte des Briefes lauteten folgendermaßen: „Ich glaube immer noch an Willie Hughes. Wenn Sie diesen Brief erhalten, werde ich durch eigene Hand für die Sache Willie Hughes gestorben sein: für seine Sache und für die Sache von Cyril Graham, den ich durch meinen leichtsinnigen Zweifel und meinen törichten Mangel an Glauben in den Tod getrieben habe. Die Wahrheit war Ihnen einst offenbar und Sie haben Sie verworfen. Sie steht nun wieder vor Ihnen, befleckt mit dem Blut von zwei Menschen — wenden Sie sich nicht von ihr ab."

Es war ein schrecklicher Augenblick. Mich lähmte das Grauen und doch konnte ich es nicht glauben. Der schlimmste Gebrauch, den ein Mensch von seinem Leben machen kann, ist, es für einen theologischen Glauben zu opfern. Aber zu sterben für einen literarischen Glauben? Es schien mir unmöglich.

Ich blickte auf das Datum. Der Brief war eine Woche alt. Ein unglückseliger Zufall hatte mich verhindert, einige Tage in den Klub zu gehen, sonst hätte ich den Brief noch rechtzeitig erhalten, um Erskine retten zu können.

Vielleicht war es noch nicht zu spät. Ich eilte nach Hause, packte meine Sachen und fuhr mit dem Nachtzug von Charing Croß ab. Die Reise war unerträglich. Ich glaubte, sie würde gar kein Ende nehmen.

Kaum war ich angekommen, fuhr ich in das Hotel d'Angleterre. Man sagte mir, daß Erskine zwei Tage vorher auf dem englischen Friedhof begraben worden sei. Es lag etwas furchtbar Groteskes über der ganzen Tragödie. Ich sagte eine Menge unzusammenhängender Dinge und die Leute in der Halle blickten mich neugierig an.

Plötzlich ging Lady Erskine in tiefer Trauer durch das Vestibüle. Als sie mich sah, kam sie auf mich zu, murmelte etwas über ihren armen Sohn und brach in Tränen aus. Ich führte sie auf ihr Zimmer. Ein älterer Herr erwartete sie dort. Es war der englische Arzt. Wir sprachen eine Menge über Erskine, aber ich sagte nichts über die Motive, die ihn zum Selbstmord getrieben hatten. Es war klar, daß er seiner Mutter nicht gesagt, was ihn zu einer so furchtbaren und tollen Tat treibe. Endlich stand Lady Erskine auf und sagte: „George hat Ihnen etwas zur Erinnerung hinterlassen. Etwas, was er sehr hoch schätzte. Ich hole es Ihnen."

Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, wandte ich mich zum Arzt und sagte: „Welch ein furchtbarer Schlag muß das für Lady Erskine ge-

wesen sein. Ich wundere mich, daß sie es so trägt, wie sie es trägt."

„O, sie wußte seit Monaten, was kommen mußte", antwortete er.

„Sie wußte es seit Monaten?" rief ich aus. „Aber warum hinderte sie ihn nicht? Warum ließ sie ihn aus dem Auge? Er muß ja wahnsinnig gewesen sein!"

Der Arzt starrte mich an. „Ich weiß nicht, was Sie meinen", sagte er.

„Wie," rief ich aus, „wenn eine Mutter weiß, daß ihr Sohn im Begriffe ist, einen Selbstmord zu begehen —"

„Selbstmord?" antwortete er. „Der arme Erskine hat keinen Selbstmord begangen. Er starb an Auszehrung. Er kam her, um zu sterben. Gleich wie ich ihn sah, wußte ich, daß es keine Hoffnung gebe. Eine Lunge war fast ganz aufgezehrt und die andere war sehr stark angegriffen. Drei Tage vor seinem Tode frug er mich, ob ich noch Hoffnung hätte. Ich sagte ihm aufrichtig, wie die Sache stünde und daß er nur einige Tage zu leben habe. Er schrieb einige Briefe, war ganz gefaßt und blieb bei Bewußtsein bis zum Ende."

In diesem Augenblicke trat Lady Erskine ins Zimmer, mit dem unglückseligen Bilde von Willie Hughes in der Hand. „Als Georg im Sterben lag, bat er mich, Ihnen dies zu geben",

sagte sie. Als ich das Bild entgegennahm, fiel ihre Träne auf meine Hand.

Das Bild hängt jetzt in meiner Bücherei und meine künstlerischen Freunde bewundern es sehr. Sie sind übereingekommen, daß es kein Clouet ist, aber ein Euvry. Ich habe ihnen die wahre Geschichte des Bildes nie erzählt. Aber manchmal, wenn ich es betrachte, glaube ich doch, daß noch manches zu sagen wäre über die Theorie, die Willie Hughes mit Shakespeares Sonetten verbindet.

# Lord Artur Saviles Verbrechen.

Eine Studie über die Pflicht.

# I.

Es war Lady Windermeres letzter Empfang vor Ostern und Bentinck House war noch voller als gewöhnlich. Sechs Minister des Kabinetts waren direkt vom Morgenempfang des Präsidenten gekommen mit allen ihren Sternen und Ordensbändern, all die anmutigen Damen trugen ihre schönsten Toiletten und am Ende der Gemäldegalerie stand die Prinzessin Sophia von Karlsruhe, eine schwere Dame mit einem Tartarenkopf, mit kleinen schwarzen Augen und wundervollen Smaragden, die sehr laut ein schlechtes Französisch sprach und unmäßig über alles lachte, was man zu ihr sagte. Es war gewiß ein wundervolles Gemisch von Menschen. Peersfrauen in all ihrer Pracht plauderten liebenswürdig mit heftigen Radikalen, volkstümliche Prediger streiften mit ihren Elbogen die Elbogen hervorragender Skeptiker, ein ganzes Rudel von Bischöfen folgte Schritt für Schritt einer dicken Primadonna von Zimmer zu Zimmer, auf der Treppe standen einige Mitglieder der königlichen Akademie als Künstler verkleidet und es hieß, daß in einem gewissen Augenblick der

15*

Speisesaal mit Genies geradezu vollgepfropft gewesen sei. Alles in allem war es einer von Lady Windermeres schönsten Abenden und die Prinzessin blieb bis fast $^1/_2$12 Uhr. Kaum war sie fort, kehrte Lady Windermere in die Gemäldegalerie zurück, wo eben ein berühmter Nationalökonom einem unwillig zuhörenden ungarischen Virtuosen einen feierlichen Vortrag über die wissenschaftliche Theorie der Musik hielt, und begann mit der Herzogin von Paisley zu plaudern. Sie sah wundervoll aus mit ihrer prachtvollen elfenbeinweißen Büste, mit ihren großen Vergißmeinnichtaugen und den schweren Flechten ihres goldenen Haares. Dieses Haar war wirklich reines Gold, nicht die blasse Strohfarbe, die sich heute des Goldes edlen Namen anmaßt, nein, es war Gold, wie es gewebt in Sonnenstrahlen ist, wie es im seltsamen Bernstein ruht. Und dieses Haar gab ihrem Gesicht gleichsam den Rahmen einer Heiligen, der aber ein bißchen vom berückenden Zauber der Sünderin nicht fehlte. Sie war ein interessantes psychologisches Studienobjekt. Sie hatte sehr früh die große Wahrheit entdeckt, daß nichts so sehr der Unschuld gleicht, wie eine Unbesonnenheit. Und durch eine Reihe von leichtsinnigen Streichen, von denen die Hälfte ganz harmlos war, hatte sie sich alle Vorrechte einer Persönlichkeit erworben. Sie hatte mehr als einmal ihren Gatten gewechselt. Debrett meint sogar, sie hätte

dreimal geheiratet. Aber da sie niemals ihren Liebhaber wechselte, hatte die Welt längst aufgehört, über sie zu klatschen. Sie war nun vierzig Jahre alt, besaß keine Kinder und hatte jene unmäßige Freude am Vergnügen, die das geheimnisvolle Mittel ist, jung zu bleiben.

Plötzlich sah sie sich eifrig im Zimmer um und sagte mit ihrer klaren Altstimme: „Wo ist mein Chiromantist?"

„Ihr was, Gladys?" rief die Herzogin einigermaßen verblüfft.

„Mein Chiromantist, Herzogin. Ich kann jetzt ohne ihn nicht leben."

„Liebe Gladys, Sie sind immer so originell", murmelte die Herzogin und versuchte sich zu erinnern, was ein Chiromantist eigentlich sei, wobei sie hoffte, es sei nicht dasselbe wie Chiropodist.

„Er kommt zweimal in der Woche, um meine Hand anzuschauen", fuhr Lady Windermere fort, „und er interessiert sich sehr dafür."

„Großer Gott," sagte die Herzogin zu sich selbst, „es ist ja doch eine Art Chiropodist, wie schrecklich! Hoffentlich ist es ein Fremder. Dann wäre es nicht ganz so schlimm."

„Ich muß ihn Ihnen vorstellen."

„Ihn mir vorstellen?" rief die Herzogin. „Ist er denn hier?" Und sie suchte ihren kleinen Schildkrotfächer und einen sehr ramponierten

Spitzenshawl, um jeden Augenblick zum Fortgehen bereit zu sein.

„Natürlich ist er hier, ich würde nicht daran denken, ohne ihn eine Soiree zu geben. Er sagt mir, daß ich eine rein psychische Hand habe und daß, wenn mein Daumen nur ein ganz kleines Stückchen kürzer wäre, ich eine vollkommene Pessimistin geworden wäre und heute in einem Kloster säße."

„Ach so", sagte die Herzogin und atmete erleichtert auf. „Er ist ein Wahrsager, nicht wahr? Und prophezeit er Glück?"

„Auch Unglück", antwortete Lady Windermere, „so viel Sie wollen. Nächstes Jahr zum Beispiel bin ich in großer Gefahr sowohl zu Wasser als zu Lande. Ich habe also die Absicht, in einem Ballon zu leben, und werde jeden Abend mein Essen in einem Korb heraufziehen. Das steht alles auf meinem kleinen Finger geschrieben oder in meiner Handfläche, ich weiß nicht mehr recht."

„Aber das heißt doch, die Vorsehung versuchen, Gladys."

„Meine liebe Herzogin, die Vorsehung kann heutzutage sicher der Versuchung widerstehen. Ich glaube, daß jeder Mensch einmal im Monat in seiner Hand lesen lassen müßte, um zu wissen, was er nicht tun darf. Natürlich tut man es doch, aber es ist so hübsch, wenn man gewarnt ist. Und wenn jetzt nicht gleich jemand Herrn

Podgers holt, so werde ich ihn wohl selbst holen müssen."

„Gestatten Sie, daß ich ihn hole", sagte ein schlanker, hübscher junger Mann, der danebenstand und dem Gespräch mit heiterem Lächeln zuhörte.

„Ich danke Ihnen vielmals, Lord Artur, aber ich fürchte, Sie werden ihn nicht erkennen."

„Wenn er ein so wunderbarer Mensch ist, wie Sie sagen, Lady Windermere, so kann ich ihn wohl kaum verfehlen. Sagen Sie mir nur, wie er ausschaut, und ich schaffe ihn sofort zur Stelle."

„Er sieht nicht im geringsten aus wie ein Chiromantist. Das heißt, er sieht weder mystisch noch esoterisch noch romantisch aus. Er ist ein kleiner untersetzter Mann mit einem komischen kahlen Kopf und großen goldenen Brillen. So ein Mittelding zwischen einem Hausarzt und einem Landadvokaten. Das tut mir sehr leid, aber es ist nicht meine Schuld. Die Leute sind immer so langweilig. Alle meine Pianisten sehen aus wie Dichter und alle meine Dichter sehen aus wie Pianisten. Ich erinnere mich, daß ich in der vorigen Saison einen schrecklichen Verschwörer zu Tisch einlud, der eine Unzahl Menschen in die Luft gesprengt hatte und immer ein Panzerhemd trug und einen Dolch in seinem Hemdärmel verbarg. Und denken Sie sich, als er ankam, sah er just aus wie ein

hübscher alter Geistlicher und den ganzen Abend machte er Witze. Er war sehr unterhaltend, aber ich war schrecklich enttäuscht. Und als ich ihm wegen des Panzerhemdes zur Rede stellte, lachte er bloß und sagte, es sei zu kalt, um in England getragen werden zu können. Ah, hier ist Herr Podgers. Herr Podgers, ich brauche Sie. Sie müssen die Hand der Herzogin lesen. Herzogin, nehmen Sie den Handschuh ab. Nicht den linken, den rechten."

„Liebe Gladys, ich weiß wirklich nicht, ob ich soll", sagte die Herzogin und knöpfelte einen nicht ganz tadellosen reinen Glacéhandschuh auf.

„Das fragt man sich bei allen interessanten Dingen," sagte Lady Windermere. „On a fait le monde ainsi." Aber ich muß Sie vorstellen. Herzogin, das ist Herr Podgers, mein lieber Chiromantiker. Herr Podgers, das ist die Herzogin von Paisley, und wenn Sie sagen, daß ihr Mondberg größer ist, als der meine, dann glaube ich Ihnen nie wieder."

„Ich bin sicher, Gladys, daß es in meiner Hand solche Dinge nicht gibt", sagte die Herzogin ernsthaft.

„Euer Gnaden haben ganz recht", sagte Herr Podgers und blickte auf die kleine fette Hand mit den kurzen dicken Fingern. „Der Mondberg ist nicht entwickelt. Aber die Lebenslinie ist ausgezeichnet. Bitte, beugen Sie ein wenig das Gelenk. Danke. Drei deutliche Linien

auf der Rascette. Sie werden ein hohes Alter erreichen, Herzogin, und werden außerordentlich glücklich sein. Ehrgeiz — sehr mäßig, Intelligenzlinie nicht übertrieben. Herzlinie —"

„Bitte, bitte, seien Sie vorsichtig, Herr Podgers," rief Lady Windermere.

„Nichts wäre mir erwünschter", sagte Herr Podgers und verbeugte sich, „wenn die Herzogin jemals Anlaß gehabt hätte, es zu sein. Aber ich muß leider sagen, daß ich nichts anderes sehe als eine große Beständigkeit des Herzens verbunden mit einem strengen Pflichtgefühl."

„Bitte, fahren Sie nur fort", sagte die Herzogin und sah sehr vergnügt drein.

„Sparsamkeit ist nicht die letzte von Euer Gnaden Tugenden", fuhr Herr Podgers fort und Lady Windermere brach in lautes Lachen aus.

„Sparsamkeit hat sein Gutes", bemerkte die Herzogin gnädig. „Als ich Paisley heiratete, hatte er elf Schlösser und nicht ein einziges Haus, um darin zu wohnen."

„Und nun hat er zwölf Häuser und nicht ein einziges Schloß!" rief Lady Windermere.

„Ach, meine Teure, ich liebe —"

„Den Komfort", sagte Herr Podgers, „und die modernen Einrichtungen und Leitung für heißes Wasser in jedem Schlafzimmer. Euer Gnaden haben ganz recht. Komfort ist die einzige Sache von Wert, die unsere Kultur uns zu geben vermag."

„Sie haben den Charakter der Herzogin außerordentlich getroffen, Herr Podgers, jetzt müssen Sie uns aber auch den Charakter Lady Floras enthüllen.“ Und auf ein Kopfnicken der lächelnden Hausfrau kam ein hochgewachsenes Mädchen mit sandfarbenem Haar und hohen Schultern verlegen hinter dem Sofa hervor und hielt eine lange knochige Hand mit spatelförmigen Fingern ausgestreckt.

„Ah, eine Klavierspielerin, wie ich sehe“, sagte Herr Podgers. „Eine ausgezeichnete Pianistin, aber vielleicht nicht sehr musikalisch. Sehr zurückhaltend, sehr ehrlich. Sie lieben Tiere sehr.“

„Das ist wahr“, rief die Herzogin und wandte sich zu Lady Windermere. „Das ist vollkommen wahr. Flora hält in Macloskie zwei Dutzend Collies und möchte sofort unser Stadthaus in eine Menagerie verwandeln, wenn der Vater es erlauben würde.“

„Ich tue ja nichts anderes an jedem meiner Donnerstag-Abende“, rief Lady Windermere lachend. „Nur liebe ich Löwen mehr als Collies.“

„Das ist Ihr einziger Fehler, Lady Windermere“, sagte Herr Podgers und verbeugte sich sehr tief.

„Wenn ein Weib ihre Fehler nicht mit Reiz umkleiden kann, so ist sie bloß ein Weibchen“, war die Antwort. „Aber Sie müssen uns zuliebe noch einige Hände lesen. Bitte, Herr Thomas, zeigen Sie noch Ihre Hand dem Herrn

Podgers." Und ein lustig dreinschauender alter Herr mit einer weißen Weste kam heran und hielt eine dicke, rauhe Hand vor, deren Mittelfinger sehr lang war.

„Eine Abenteurernatur. Sie haben vier lange Reisen hinter sich und eine vor sich. Sie haben dreimal Schiffbruch gelitten. Nein, nur zweimal. Aber die Gefahr eines Schiffbruches droht Ihrer nächsten Reise. Streng konservativ, sehr pünktlich. Sie sammeln mit Leidenschaft Kuriositäten. Eine schwere Krankheit zwischen dem 16. und 18. Jahr. Große Erbschaft in den dreißiger Jahren. Große Abneigung gegen Katzen und Radikale."

„Außerordentlich," rief Sir Thomas aus. „Sie müssen unbedingt auch die Hand meiner Frau lesen."

„Ihrer zweiten Frau", sagte Herr Podgers ruhig, und hielt des Herrn Thomas Hand noch in der seinen fest. „Ihrer zweiten Frau. Es wird mir ein Vergnügen sein." Aber Lady Marvel, eine melancholisch aussehende Dame mit braunem Haar und sentimentalen Augenbrauen, lehnte entschieden ab, daß man ihre Vergangenheit oder Zukunft enthülle. Und nichts, was auch Lady Windermere versuchte, konnte Monsieur de Koloff, den russischen Gesandten, dazu bewegen, nur seinen Handschuh auszuziehen. Ja eine Menge Leute schien eine gewisse Furcht zu haben, dem seltsamen kleinen Mann mit dem

stereotypen Lächeln, den goldenen Brillen und den kleinen glänzenden Augen gegenüberzutreten; und als er der armen Lady Fermor klipp und klar vor allen Leuten erklärte, daß sie gar keinen Sinn für Musik, aber sehr viel Interesse für Musiker habe, fühlte man allgemein, daß Chiromantik eine sehr gefährliche Wissenschaft sei, und noch dazu eine, die man nur im Tete-à-tete pflegen dürfe.

Lord Artur Savile aber, der von Lady Fermors unglückseliger Geschichte nichts wußte und Herrn Podgers mit großem Interesse beobachtet hatte, war nun furchtbar neugierig, seine eigene Hand enträtselt zu sehen, und da er sich einigermaßen scheute, in den Vordergrund zu treten, so ging er durch das Zimmer hinüber bis zu Lady Windermeres Sitz und frug sie mit einem reizenden Erröten, ob sie wohl glaube, daß Herr Podgers ihm den Gefallen täte.

„Gewiß, gewiß," sagte Lady Windermere, „deswegen ist er ja hier. Alle meine Löwen, lieber Lord Artur, sind Löwen, die sich produzieren und durch den Reifen springen, wie ich es ihnen befehle. Aber ich sage Ihnen im Vorhinein, daß ich Sybil alles wiedererzählen werde. Sie kommt morgen zum Frühstück zu mir — wir haben über Hüte zu reden — und wenn Herr Podgers herausfinden sollte, daß Sie einen schlechten Charakter haben oder eine Anlage zur Gicht, oder daß Sie bereits ein

Weib besitzen, das irgendwo in Bayswater lebt, so werde ich ihr gewiß alles sagen."

Lord Artur lächelte und schüttelte den Kopf. „Ich fürchte mich nicht," sagte er, „Sybil kennt mich so gut wie ich sie kenne."

„Ah, es tut mir leid, daß Sie so etwas sagen. Die beste Grundlage für eine Ehe ist ein gegenseitiges Mißverstehen. Nein, ich bin durchaus nicht zynisch. Ich habe bloß Erfahrung gesammelt, was übrigens fast auf dasselbe hinauskommt. Herr Podgers, Lord Artur Savile ist furchtbar neugierig zu wissen, was in seiner Hand steht. Aber Sie brauchen ihm nicht zu sagen, daß er mit einem der schönsten Mädchen Londons verlobt ist, denn das stand bereits vor einem Monat in der Morning-Post."

„Liebe Lady Windermere", rief die Marquise von Jedburgh, „lassen Sie mir Herrn Podgers nur noch einen Augenblick. Er hat mir eben gesagt, daß ich zur Bühne gehen sollte, und das interessiert mich schrecklich."

„Wenn er Ihnen das gesagt hat, Lady Jedburgh, so werde ich ihn gewiß sofort abberufen. Kommen Sie gleich herüber, Podgers, und lesen Sie Lord Arturs Hand."

„Gut," sagte Lady Jedburgh und machte ein kleines Mäulchen, als sie vom Sofa aufstand, „wenn man mir nicht erlauben will, zur Bühne zu gehen, so will ich mindestens Publikum sein."

„Natürlich, wir sind alle Publikum", sagte

Lady Windermere. „Und nun, Herr Podgers, erzählen Sie uns etwas recht Hübsches. Lord Artur ist einer meiner besonderen Lieblinge."

Als aber Herr Podgers Lord Arturs Hand erblickte, erblaßte er ganz merkwürdig und sagte gar nichts. Ein Schauer schien ihn zu schütteln und seine großen buschigen Augenbrauen zuckten konvulsivisch auf eine ganz seltsame, aufgeregte Art, wie immer, wenn er sich in einer schwierigen Situation befand. Dann traten einige große Schweißtropfen auf seine gelbe Stirn wie ein giftiger Tau und seine dicken Finger wurden kalt und klebrig.

Lord Artur sah natürlich diese merkwürdigen Zeichen der Aufregung und zum erstenmal in seinem Leben fühlte er etwas wie Furcht. Sein erster Gedanke war aus dem Zimmer zu stürzen, aber er bezwang sich. Es war besser das Schlimmste zu erfahren, was immer es auch sei, als in dieser fürchterlichen Ungewißheit zu bleiben.

„Ich warte, Herr Podgers", sagte er.

„Wir warten alle", sagte Lady Windermere in ihrer raschen, ungeduldigen Art, aber der Chiromantist gab keine Antwort.

„Ich glaube, Lord Artur soll zur Bühne gehen", sagte Lady Jedburgh, „und da Sie vorhin so böse waren, will Herr Podgers es nicht sagen."

Plötzlich ließ Herr Podgers Lord Arturs

rechte Hand fallen und ergriff seine linke; er beugte sich so tief herab, um sie zu untersuchen, daß die goldene Fassung seiner Brille die Handfläche zu berühren schien. Einen Augenblick glich sein Gesicht einer weißen Maske des Schreckens, aber er gewann rasch wieder sein ruhiges Blut und sagte mit einem Blick auf Lady Windermere und mit einem gezwungenen Lächeln: „Es ist die Hand eines reizenden jungen Mannes."

„Das stimmt", antwortete Lady Windermere. „Aber wird er auch ein reizender Ehemann sein? Das möchte ich wissen."

„Das ist die Bestimmung aller reizenden jungen Männer", sagte Herr Podgers.

„Ich glaube nicht, daß ein Ehemann gar zu reizend sein sollte", murmelte nachdenklich Lady Jedburgh. „Das ist zu gefährlich."

„Mein liebes Kind, sie sind niemals zu reizend!" rief Lady Windermere. „Was ich aber wissen möchte, sind Einzelheiten. Einzelheiten sind nämlich die einzigen Sachen, für die man sich interessieren kann. Was also wird mit Lord Artur geschehen?"

„In den nächsten Monaten wird Lord Artur eine Reise machen —"

„Seine Hochzeitsreise natürlich."

„Und eine Verwandte verlieren."

„Nicht seine Schwester, will ich hoffen", sagte Lady Jedburgh voll Mitleid in der Stimme.

„Gewiß nicht seine Schwester", sagte Herr Podgers mit einer abwehrenden Handbewegung. „Bloß eine entfernte Verwandte."

„Ich bin schrecklich enttäuscht", sagte Lady Windermere, „so habe ich morgen Sybil gar nichts zu erzählen. Wer kümmert sich heute um entfernte Verwandte? Die sind schon seit Jahren aus der Mode. Jedenfalls werde ich ihr aber raten, ein schwarzes Seidenkleid bereit zu halten. Es macht sich immer gut in der Kirche. Und nun wollen wir zu Tische gehen. Gewiß ist alles schon aufgegessen worden, aber vielleicht finden wir doch etwas heiße Suppe. François war sonst ein Meister in Suppen, aber er beschäftigt sich jetzt so viel mit Politik, daß gar kein Verlaß auf ihn ist. Ich wünschte, General Boulanger würde endlich Ruhe geben. Sind Sie nicht müde, Herzogin?"

„Nicht im geringsten", sagte die Herzogin und wackelte zur Türe. „Ich habe mich ausgezeichnet unterhalten und der Chiropodist, ich meine der Chiromantist, ist sehr interessant. Flora, wo kann mein Schildpattfächer sein? O, vielen Dank, Herr Thomas, und mein Spitzenshawl, Flora? O, ich danke Ihnen, Herr Thomas, Sie sind sehr liebenswürdig." Und die würdige Dame kam endlich die Treppe herab und hatte ihr Riechfläschchen bloß zweimal fallen lassen.

Die ganze Zeit war Lord Artur Savile beim

Kamin stehen geblieben mit dem gleichen Gefühl des Schreckens, mit dem gleichen lähmenden Gefühl des kommenden Unglücks. Er lächelte traurig seiner Schwester zu, als sie an Lord Plymdales Arm vorüberkam, reizend anzuschauen mit ihrem roten Brokat und ihren Perlen, und er hörte kaum, als Lady Windermere ihn aufforderte, ihr zu folgen. Er dachte an Sybil Merton und der Gedanke, daß etwas zwischen sie treten könnte, füllte seine Augen mit Tränen.

Wer ihn ansah, hätte glauben können, daß Nemesis das Schild der Pallas gestohlen hätte, um ihm das Medusenhaupt zu zeigen. Er schien zu Stein gewandelt und sein Gesicht war marmoren in seiner Melancholie. Er hatte das verfeinerte Luxusleben eines jungen Mannes von Rang und Vermögen geführt, ein Leben, wunderbar frei von häßlicher Sorge, herrlich in seiner knabenhaften Unbekümmertheit. Und zum ersten Mal in seinem Leben kam ihm das furchtbare Geheimnis des Schicksals zum Bewußtsein, der schreckliche Sinn des Geschicks.

Wie toll und schrecklich ihm all das erschien! Konnte irgend ein furchtbares Geheimnis der Sünde, irgend ein blutrotes Zeichen des Verbrechens in seiner Hand geschrieben stehen, in Hieroglyphen, die er selbst nicht lesen konnte, aber die ein anderer zu entziffern vermochte? War es nicht möglich diesen Dingen zu entgehen? Sind wir nichts anderes, als Schachfiguren,

die eine unsichtbare Macht bewegt, nichts anderes, als Gefäße, die ein Töpfer dreht wie es ihm beliebt, um sie mit Schmach oder Ehre zu füllen? Sein Verstand empörte sich dagegen und doch fühlte er, daß irgend eine Tragödie über ihm hing und daß ihm plötzlich beschieden worden war, eine unerträgliche Last zu tragen. Wie glücklich sind doch Schauspieler! Sie haben die Wahl, ob sie in der Tragödie oder Komödie auftreten wollen, ob sie leiden oder lustig sein, Lachen oder Tränen vergießen wollen. Aber im wirklichen Leben ist das so ganz anders. Die meisten Männer und Frauen sind gezwungen Rollen zu spielen, für die sie gar nicht geeignet sind. Unsere Güldensterns spielen uns den Hamlet vor, und unser Hamlet muß scherzen wie Prinz Heinz. Die Welt ist eine Bühne, aber das Stück ist schlecht besetzt.

Plötzlich trat Herr Podgers ins Zimmer. Als er Lord Artur erblickte, fuhr er zusammen und sein grobes, dickes Gesicht wurde ganz grünlichgelb. Die Augen der beiden Männer begegneten sich und einen Augenblick herrschte Schweigen.

„Die Herzogin hat einen ihrer Handschuhe hier vergessen, Lord Artur und hat mich gebeten ihn ihr zu bringen“, sagte endlich Herr Podgers. „Ach, ich sehe ihn auf dem Sofa. Guten Abend.“

„Herr Podgers, ich muß darauf bestehen, daß Sie mir eine Frage, die ich Ihnen stellen werde, aufrichtig beantworten."

„Ein anderes Mal, Lord Artur, aber die Herzogin wartet. Ich muß wirklich gehen."

„Sie werden nicht gehen. Die Herzogin hat keine Eile."

„Man darf Damen nie warten lassen, Lord Artur", sagte Herr Podgers mit seinem matten Lächeln. „Das schöne Geschlecht wird gleich ungeduldig."

Um Lord Arturs fein gezeichneten Lippen spielte eine stolze Verachtung. Die arme Herzogin hatte für ihn in diesem Augenblick nicht die geringste Bedeutung. Er ging durch das Zimmer auf den Platz zu, wo Herr Podgers stand und hielt ihm seine Hand entgegen.

„Sagen Sie mir, was Sie hier gesehen haben", sagt er. „Sagen Sie mir die Wahrheit. Ich muß sie wissen. Ich bin kein Kind."

Die Augen des Herrn Podgers blinzelten hinter den goldenen Brillen und er trat unruhig von einem Fuß auf den andern, indes seine Finger nervös mit der blinkenden Uhrkette spielten.

„Warum glauben Sie denn, Lord Artur, daß ich mehr in Ihrer Hand gesehen habe als ich Ihnen sagte."

„Ich weiß es und bestehe darauf, daß Sie mir sagen, was es war. Ich werde natürlich

16*

diesen Dienst bezahlen. Ich gebe Ihnen einen Scheck auf hundert Pfund."

Die grünen Augen blitzten einen Augenblick auf und dann wurden sie wieder trübe.

„Guineen?" sagte Herr Podgers endlich leise.

„Gewiß. Ich sende Ihnen morgen den Scheck. Wie heißt Ihr Klub?"

„Ich bin in keinem Klub. Das heißt, momentan nicht. Meine Adresse ist — aber gestatten Sie mir Ihnen meine Karte zu geben." Und Herr Podgers zog aus seiner Westentasche eine goldgeränderte Visitenkarte und überreichte sie mit einer tiefen Verbeugung Lord Artur. Auf der Karte stand:

Mr. Septimus R. Podgers
Professional-Chiromantiker.
103 a West Moon Street.

„Ich empfange von 10—4", murmelte Herr Podgers mechanisch, „Familien haben ermäßigte Preise."

„Schnell, schnell", rief Lord Artur ganz bleich im Gesicht und hielt ihm die Hand entgegen. Herr Podgers blickte sich unruhig um und dann zog er die schwere Portiere vor die Türe. „Ich werde Ihre Zeit einigermaßen in Anspruch nehmen, Lord Artur, wollen Sie sich nicht lieber setzen?"

„Rasch, rasch", rief Lord Artur wieder und stampfte ärgerlich mit dem Fuß auf das Parkett.

Herr Podgers lächelte, zog aus seiner Brusttasche ein kleines Vergrößerungsglas und wischte es sorgfältig mit seinem Taschentuche ab.

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung", sagte er.

## II.

Zehn Minuten später stürzte Lord Artur Savile mit einem Gesicht bleich vor Entsetzen, mit Augen, aus denen der Schrecken starrte, aus dem Hause, brach sich seinen Weg durch die Menge pelzgehüllter Lakaien, die ringsumher unter der rotgestreiften Marquise standen und nichts zu sehen und zu hören schienen. Die Nacht war bitterkalt und die Gaslampen rings auf dem Platze flatterten und zuckten im scharfen Winde. Aber seine Hände waren fieberheiß und seine Stirn brannte wie Feuer. Er ging weiter und weiter, fast schwankend wie ein Betrunkener. Ein Polizeimann schaute ihm neugierig nach, als er vorüberging und ein Bettler, der aus einem Torweg herauskroch, um ihn um ein Almosen zu bitten, schauderte zusammen, denn er sah einen Jammer, der größer war als der seine. Einmal blieb er unter einer Laterne stehen und blickte auf seine Hände. Er glaubte fast, er könnte Blutspuren auf ihnen entdecken

und ein schwacher Schrei brach von seinen zitternden Lippen.

Mord! Das war es, was der Chiromantist gesehen hatte. Mord! Die Nacht selbst schien es zu wissen und der Wind schrie es ihm ins Ohr. Die dunklen Ecken der Straße waren davon voll. Von den Dächern der Häuser grinste es ihn an.

Zuerst kam er zum Park, dessen dunkles Gehölz ihn festzubannen schien. Er lehnte sich müde gegen das Gitter, kühlte seine Stirne am feuchten Metall und horchte auf das zitternde Schweigen der Bäume. Mord! Mord! wiederholte er immer wieder, als ob die Wiederholung des Wortes seinen Schrecken vermindern könnte. Der Klang seiner eigenen Stimme machte ihn erschaudern, aber er hoffte fast das Echo könnte ihn hören und die schlafende Stadt aus ihren Träumen wecken. Er fühlte ein tolles Verlangen einen zufällig vorübergehenden Passanten festzuhalten und ihm alles zu sagen. Dann ging er durch Oxford-Street in enge häßliche Gäßchen. Zwei Weiber mit gemalten Gesichtern spotteten, als er vorüberging. Aus einem dunklen Hofe kam der Lärm von Flüchen und Schlägen, gefolgt von schrillem Schreien, und zusammengesunken auf feuchten Torstufen sah er die gekrümmten Gestalten der Armut und des Elends. Ein seltsames Mitleid überkam ihn. War diesen Kindern der Sünde und des Elends

ihr Ende vorherbestimmt, wie das seine ihm? Waren diese gleich ihm bloß Puppen in einem ungeheuerlichen Theater?

Und doch war es nicht das Geheimnis, sondern die Komödie des Leidens, die ihn ergriff, seine absolute Nutzlosigkeit, seine groteske Sinnlosigkeit. Wie schien doch alles zusammenhanglos, wie unharmonisch! Er war bestürzt von dem Zwiespalt zwischen dem schalen Optimismus des Tages und den wirklichen Tatsachen des Lebens. Er war noch sehr jung.

Nach einer Zeit fand er sich vor der Marylebone-Kirche. Die stumme Landstraße glich einem langen Bande von glänzendem Silber, hie und da zeichneten zitternde Schatten dunkle Flecken darein. Weit, weit in der Ferne wand sich eine Linie flackernder Gaslaternen und vor einem kleinen, ummauerten Hause stand ein einsamer Wagen und der Kutscher war eingeschlafen. Lord Savile ging hastig in der Richtung von Portlandplace und sah sich hie und da um, als ob er sich fürchtete, daß man ihm folge. An der Ecke der Richstreet standen zwei Männer und lasen einen kleinen Anschlag an einem Zaun. Ein merkwürdiges Gefühl der Neugier überkroch ihn und er ging hinüber. Als er näher kam, traf sein Blick das Wort Mörder, das da gedruckt mit schwarzen Lettern stand. Er fuhr zusammen und ein dunkles Rot schoß in seine Wangen. Es war eine Annonce, die

eine Belohnung aussetzte für jede Nachricht, die dazu führen könnte, einen Mann von mittlerer Größe zwischen 30 und 40 Jahren, mit einem weichen Hut, schwarzem Rock und karierten Hosen und mit einer Narbe auf der rechten Wange festzunehmen. Er las den Steckbrief wieder und immer wieder und dachte darüber nach, ob der Elende wohl gefangen werden würde und wieso er wohl verwundet worden sei. Vielleicht würde auch einmal sein eigener Name in solch einem Steckbrief an den Mauern Londons zu lesen sein. Vielleicht würde auch eines Tages ein Preis auf seinen Kopf gesetzt werden.

Der Gedanke erfüllte ihn mit namenlosem Grauen. Er wandte sich um und eilte hinaus in die Nacht.

Er wußte kaum wohin er ging. Er erinnerte sich dunkel, daß er durch ein Labyrinth schmutziger Häuser wanderte, daß er sich in einem riesigen Spinnennetz finsterer Straßen verlor und es dämmerte hell, als er endlich sah, daß er sich im Piccadillyzirkus befand. Als er nun heimwärts gegen Belgrave Square schlenderte, begegnete er den großen Marktwagen auf dem Wege zum Coventgarden. Die Fuhrleute in den weißen Röcken mit ihren lustigen, sonnverbrannten Gesichtern und den derben Krausköpfen gingen mit festen Schritten neben ihren Wagen, knallten mit der Peitsche und riefen

dann und wann einander zu. Auf dem Rücken eines großen grauen Pferdes, des Leitpferdes eines lärmenden Gespanns, saß ein pausbäckiger Junge mit einem Strauß von Primeln an seinem abgenutzten Hut und hielt sich mit seinen kleinen Händen an der Mähne fest und lachte. Und die großen Haufen von Gemüse auf den Wagen glichen, wie sie sich vom Morgenhimmel abhoben, großen Haufen von grünem Nefrit, die sich abheben von den glühenden Blättern einer wunderbaren Rose.

Lord Artur fühlte sich merkwürdig bewegt. Er wußte selbst nicht warum. Es lag etwas in der zarten Lieblichkeit des dämmernden Morgens, das ihm vollgetränkt mit Gefühl erschien und er dachte an all die Tage, die mit Schönheit beginnen und im Sturme enden. Und welch ein seltsames London erschien diesen Bauern mit ihren rauhen, gutgelaunten Stimmen und ihrem nachlässigen Gehaben. Ein London frei von der Sünde der Nacht und dem Rauch des Tages, eine bleiche, geisterbleiche Stadt, eine große Stadt der Gräber. Er frug sich, was sie wohl von dieser Stadt dächten, ob sie irgend etwas wußten von ihrem Glanz und ihrer Schande, von ihren wilden, in Feuer getauchten Freuden und ihrem schrecklichen Hunger, von all ihren guten und bösen Taten vom Morgen bis zum Abend. Wahrscheinlich erschien ihnen die Stadt nur als Markt, auf den sie ihre Früchte

und Gemüse brachten, um sie zu verkaufen und wo sie höchstens einige Stunden verweilten, bis sie wieder die schweigenden Straßen, die träumenden Häuser hinter sich ließen. Es machte ihm ein Vergnügen sie zu beobachten, wie sie vorüberzogen. Rauh wie sie waren mit ihren schweren, beschlagenen Schuhen und ihrem kecken Gang, brachten sie ein Stück Arkadien mit sich. Er fühlte, daß sie mit der Natur gelebt hatten und daß die Natur sie den Frieden gelehrt hatte. Er beneidete sie um alles, was sie nicht wußten.

So erreichte er Belgrave Square und der Himmel war von einem blassen Blau und die Vögel begannen in den Gärten zu zwitschern.

## III.

Als Lord Artur erwachte, war es zwölf Uhr und die Mittagssonne strömte herein durch die elfenbeinfarbenen Seidenvorhänge seines Zimmers. Er stand auf und blickte aus dem Fenster. Ein trüber Glutnebel hing über der großen Stadt und die Dächer der Häuser flimmerten wie mattes Silber. In dem schimmernden Grün unten auf dem Platze huschten einige Kinder gleich Schmetterlingen hin und her und auf den Gehsteigen wimmelte es von Leuten, die in den Park gingen. Niemals war ihm

das Leben schöner erschienen, niemals schienen alle bösen Dinge weiter von ihm entfernt.

Dann kam sein Kammerdiener und brachte ihm eine Tasse Schokolade. Nachdem er sie ausgetrunken hatte, schob er eine schwere Portiere von pfirsichfarbenem Peluche beiseite und ging ins Bad. Das Licht fiel sanft von oben durch dünne Scheiben von durchsichtigem Onyx und das Wasser im Marmorbecken schimmerte wie Mondschein. Er ging rasch ins Wasser, bis die kühlen Wellen ihm Brust und Haare benetzten und dann tauchte er auch den Kopf unter, als ob er das Zeichen irgendeiner schmachvollen Erinnerung wegwaschen wollte. Als er herausstieg, fühlte er sich fast beruhigt. Das ausgezeichnete physische Wohlbefinden des Augenblicks beherrschte ihn, wie dies oft bei sehr feingearteten Naturen der Fall ist, denn die Sinne können so wie das Feuer ebenso gut reinigen wie zerstören.

Nach dem Frühstück warf er sich auf den Diwan und zündete sich eine Zigarette an. Auf dem Kaminsims, eingerahmt in köstlichen alten Brokat, stand eine große Photographie von Sybil Merton, wie er sie zum ersten Male auf dem Ball von Lady Noel gesehen hatte. Das schmale entzückend geschnittene Gesicht war leicht zur Seite geneigt, als ob der dünne Hals, schlank wie ein Rohr, die Last so vieler Schönheit nicht tragen könne. Die Lippen waren leicht geöffnet

und schienen geschaffen zu süßer Musik. Und all die zarte Reinheit der Mädchenblüte blickte wie verwundert aus den träumenden Augen. Mit ihrem leichten, sich an den Körper schmiegendem Kleide von Crêpe de Chine und mit ihrem breiten, blattförmigen Fächer glich sie einer jener kleinen, zarten Figuren, die man in den Olivenwäldern bei Tanagra gefunden. Und ein Hauch griechischer Grazie lag in der ganzen Stellung und Haltung. Sie war nicht ein „kleines Fräulein". Sie war vollkommen in allen Proportionen, eine Seltenheit in einer Zeit, wo so viele Frauen entweder überlebensgroß oder nichtssagend sind.

Wie nun Lord Artur auf das Bild blickte, erfüllte ihn das furchtbare Mitleid, das aus der Liebe entspringt. Er fühlte, daß sie zu heiraten, mit dem Verhängnis des Mordes über seinem Haupte, ein Verrat wäre, gleich dem des Judas, eine Sünde wäre, schlimmer als je ein Borgia sie erträumt. Welches Glück könnte ihrer warten, wenn jeden Augenblick das Schicksal, das in seiner Hand geschrieben stand, an ihn herantreten könnte. Welches Leben würden sie führen, indes seine unheilvolle Bestimmung in der Wagschale des Fatums lag. Die Heirat mußte um jeden Preis verschoben werden. Dazu war er unbedingt entschlossen. Fest entschlossen, obzwar er das Mädchen liebte und die bloße Berührung ihrer Fingerspitzen, wenn sie bei-

sammensaßen, jeden Nerv in ihm mit wunderbarer Wonne erbeben ließ; aber er kannte trotzdem klar den Weg seiner Pflicht und er war sich bewußt, daß er nicht das Recht hatte, zu heiraten, ehe er den Mord begangen. War es einmal geschehen, dann konnte er mit Sybil Merton vor den Altar treten und sein Leben in ihre Hände legen, ohne fürchten zu müssen, daß er unrecht handelte. War es einmal geschehen, so konnte er sie in seine Arme schließen und sie würde niemals für ihn erröten müssen, niemals den Kopf in Schonde beugen müssen. Aber geschehen mußte es einmal, und je früher, desto besser für beide.

Viele Männer in seiner Lage hätten gewiß den Wiesenweg des Aufschubs den steilen Höhen der Pflicht vorgezogen. Aber Lord Artur war zu gewissenhaft, um den Genuß vor das Prinzip zu setzen. In seiner Liebe war mehr als große Leidenschaft. Und Sybil war ihm ein Symbol für alles, was gut und edel war. Einen Augenblick hatte er einen natürlichen Widerwillen gegen die Tat, die ihm aufgezwungen war, aber es ging rasch vorüber. Sein Herz sagte ihm, daß es keine Sünde war, sondern ein Opfer; seine Vernunft erinnerte ihn daran, daß ihm kein anderer Weg offen stünde. Er hatte zu wählen zwischen einem Leben für sich selbst und einem Leben für andere, und so schrecklich zweifellos die Aufgabe war,

die er erfüllen mußte, er wußte doch, daß er Eigennutz über Liebe nicht triumphieren lassen dürfe. Früher oder später werden wir immer vor denselben Kreuzweg gestellt, wird uns dieselbe Frage vorgelegt. An Lord Artur trat sie früh im Leben heran — ehe sein Wesen verdorben war durch den berechnenden Zynismus der mittleren Jahre, bevor sein Herz zerfressen war von dem oberflächlichen Mode-Egoismus unserer Tage und er zögerte nicht, seine Pflicht zu tun. Zu seinem Glücke war er kein bloßer Träumer, kein müßiger Dilettant. Wäre er dies gewesen, so hätte er gezögert wie Hamlet, die Unentschlossenheit hätte seinen Willen gelähmt. Aber er war eine durch und durch praktische Natur. Das Leben bestand für ihn mehr im Handeln als im Denken. Er besaß das Seltenste auf Erden: gesunden Menschenverstand.

Die wilden, verworrenen Gefühle der vergangenen Nacht waren mittlerweile fast vollständig verschwunden und er sah beinahe mit schamvollem Gefühl auf seine tolle Wanderung von Straße zu Straße, auf den wütenden Aufruhr in seiner Seele zurück. Gerade die Wahrheit seiner Qualen ließ sie ihm jetzt unwirklich erscheinen. Er frug sich verwundert, warum er so töricht gewesen sei, wegen des Unvermeidlichen zu rennen und zu rasen. Die einzige Frage, die ihn jetzt zu quälen schien, war die Frage nach der Person, die umzu-

bringen ihm beschieden war; denn er war nicht blind für die Tatsache, daß der Mord wie die Religionen der heidnischen Welt ebensogut ein Opfer braucht, wie einen Priester. Da er kein Genie war, hatte er keine Feinde, und er fühlte auch, daß es jetzt nicht an der Zeit wäre, irgendeine persönliche Antipathie oder Rankune zu befriedigen. Die Aufgabe, die seiner harrte, war von großem und schwerem Ernst. Er machte also auf einem Blatt Papier eine Liste seiner Freunde und Verwandten und nach langer Überlegung entschied er sich für Lady Clementina Beauchamp, eine gute alte Dame, die in Cursonstreet wohnte und mütterlicherseits seine Gliedcousine war. Er hatte Lady Clem, wie man sie zu nennen pflegte, immer sehr gerne gehabt, und da er selbst sehr wohlhabend war — er hatte bei seiner Volljährigkeit den Besitz von Lord Rugbys Vermögen angetreten — gab es für ihn keine Möglichkeit, aus ihrem Tode irgendeinen pekuniären Vorteil zu ziehen. Je mehr er über die Sache nachdachte, desto mehr schien sie ihm die richtige zu sein, und da er fühlte, daß jeder Aufschub in Bezug auf Sybil unfair sein könnte, so entschloß er sich sofort, seine Vorbereitungen zu treffen.

Zu allererst mußte natürlich die Angelegenheit mit dem Chiromantisten geordnet werden; er setzte sich denn an einen kleinen Sheraton-Schreibtisch, der am Fenster stand, und

schrieb einen Scheck auf 105 Pfund, zahlbar zu Herrn Septimus Podgers Handen, schob den Wechsel in einen Umschlag und gab seinem Diener den Auftrag, den Brief nach der Westmoonstreet zu bringen. Er telephonierte in seinen Stall um einen Wagen und zog sich zum Ausgehen an. Bevor er das Zimmer verließ, warf er noch einen Blick auf Sybil Mertons Bild und schwor sich zu, daß, was immer auch kommen möge, er sie nie wissen lassen würde, was er jetzt um ihretwillen tue; er würde das Geheimnis seiner Selbstaufopferung immer in seinem Herzen geheim halten.

Auf dem Weg zu seinem Klub blieb er bei einem Blumenladen stehen und schickte Sybil einen wundervollen Korb mit Narzissen, mit entzückenden weißen Blüten, Blättern und Farben, die wie die Augen von Fasanenfedern glänzten. Als er in seinem Klub ankam, ging er sofort in die Bibliothek, schellte dem Diener und ließ sich eine Sodalimonade und ein Buch über Toxikologie bringen. Er war mit sich vollkommen darüber einig, daß Gift das beste Mittel für sein schwieriges Unternehmen sei. Jede persönliche Gewaltanwendung widerstrebte ihm durchaus und überdies wollte er Lady Clementina entschieden nicht auf eine Weise umbringen, die öffentliche Aufmerksamkeit erregen konnte. Der Gedanke, bei Lady Windermeres Empfängen als

Löwe herumgereicht zu werden, oder seinen Namen in den Spalten gemeiner Tagesblätter zu finden, war ihm ein Greuel. Überdies mußte er an Sybils Eltern denken, die ziemlich altmodische Leute waren und sich vielleicht der Heirat widersetzen könnten, wenn es jetzt irgendeinen Skandal gab; andererseits war er ganz sicher, daß sie nach Kenntnisnahme des wahren Tatbestandes keinen Augenblick zögern würden, die Motive, die ihn zur Tat getrieben, zu würdigen. Alles war also dazu angetan, ihn zur Wahl von Gift zu bestimmen. Das war sicher, ruhig und unfehlbar, und damit vermied man alle peinlichen Szenen, gegen die er, wie die meisten Engländer, eine tiefgewurzelte Abneigung hatte.

Was aber die Wissenschaft der Gifte betraf, so waren seine Kenntnisse gleich Null, und als der Diener in der Bibliothek gar nichts finden konnte als Ruffs Führer und Bailys Magazine, schaute er selbst in den Bücherstellen nach und erwischte endlich eine hübsch gebundene Ausgabe der Pharmacopoeia und ein Exemplar von Erskines Toxikologie, herausgegeben von Sir Mathew Reid, dem Präsidenten der königlichen Gesellschaft der Ärzte und einem der ältesten Mitglieder des Klubs, wo er irrtümlich an Stelle eines andern aufgenommen worden war. Irgendein Zwischenfall hatte das Komitee so erbost, daß, als der richtige Mann

erschien, sie ihn alle schwarz ballotierten. Lord Artur kannte sich in den technischen Ausdrücken der beiden Bücher gar nicht aus und begann bitter zu bedauern, daß er den Vorträgen in Oxford so wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte, als er im zweiten Band von Erskine einen sehr interessanten und vollständigen Bericht über die Eigenschaften des Aconits fand, der in einem ziemlich klaren Englisch geschrieben war. Das schien just das Gift zu sein, das er brauchte. Es wirkte schnell, seine Wirkung war blitzartig, es wirkte vollkommen schmerzlos und wenn man es in einer Gelatinekapsel nahm, wie dies Sir Mathew empfahl, schmeckte es keineswegs unangenehm. Er machte also eine Notiz auf seiner Manschette bezüglich der Höhe der nötigen Dosis, stellte die Bücher auf ihren Platz zurück und schlenderte in die St. Jamesstreet zu Pestle und Humbeys, dem großen Chemikaliengeschäft. Herr Pestle, der die feine Welt immer selbst bediente, war einigermaßen überrascht bei der Bestellung und murmelte in sehr untertäniger Weise etwas über ein notwendiges, medizinisches Rezept. Als ihm aber Lord Artur erklärte, daß er das Gift für eine große nordische Dogge brauche, die er töten müsse, weil sie Zeichen beginnender Tollwut zeige und den Kutscher bereits zweimal in die Wade gebissen habe, war er vollkommen befriedigt, beglückwünschte Lord Artur zu seinen ausgezeichneten Kenntnissen in

der Toxikologie und bereitete das Gewünschte sofort.

Lord Artur legte die Kapsel in eine hübsche kleine Silberbonbonniere, die er in Bondstreet in einer Auslage sah, warf die häßliche Pillenschachtel von Pestle und Humbey weg und fuhr sofort zur Lady Clementine.

„Ei, Monsieur le mauvais sujet“, rief die alte Dame, als er ins Zimmer trat. „Warum haben Sie sich die ganze Zeit denn gar nicht blicken lassen?“

„Meine teuere Lady Clem, ich hatte wirklich keinen Augenblick Zeit“, sagte Lord Artur und lächelte.

„Sie wollen damit sagen, daß Sie den ganzen Tag herumlaufen, um mit Sybil Merton Einkäufe zu machen und Unsinn zu reden. Ich verstehe nicht, warum die Leute solchen Spektakel machen, wenn sie heiraten. Zu meiner Zeit dachte kein Mensch daran, aus diesem Anlaß öffentlich oder heimlich zu girren und zu schnäbeln.“

„Ich versichere Sie, ich habe Sybil seit vierundzwanzig Stunden nicht gesehen, Lady Clem. Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, ist sie ganz und gar in den Händen ihrer Schneiderin.“

„Natürlich. Das ist auch der einzige Grund, warum Sie mir, einem alten, häßlichen Weib, einen Besuch machen. Warum doch die Männer

17*

es sich nicht gesagt sein lassen? On a fait des folies pour moi. Und da sitze ich nun, ein armes rheumatisches Wesen mit einem falschen Schopf und in schlechter Laune. Wahrhaftig, wenn mir nicht die liebe Lady Jansen die schlechtesten französischen Romane schicken würde, die sie auftreiben kann, ich wüßte nicht, was ich mit dem Tag anfangen sollte. Ärzte taugen gar nichts. Sie können nur Geld aus einem pressen. Nicht einmal mein Sodbrennen können sie heilen."

„Ich habe Ihnen ein Mittel dagegen mitgebracht, Lady Clem", sagte Lord Artur ernst. „Ein ganz ausgezeichnetes Mittel. Ein Amerikaner hat es erfunden."

„Wissen Sie, ich liebe amerikanische Erfindungen nicht sehr. Ganz und gar nicht. Ich habe unlängst einige amerikanische Romane gelesen und das war der reine Unsinn."

„O, aber dieses Mittel ist durchaus nicht unsinnig, Lady Clem. Ich versichere Sie, es wirkt außerordentlich. Sie müssen mir versprechen, es zu versuchen." Und Lord Artur zog die kleine Büchse aus der Tasche und übergab sie ihr.

„Die Büchse ist wirklich reizend, Artur. Ist das ein Geschenk? Das ist aber lieb von Ihnen. Und das ist das Wundermittel? Es sieht aus wie ein Bonbon. Ich werde es gleich nehmen."

„Großer Gott, Lady Clem", rief Lord Artur und hielt ihre Hand fest, „tun Sie das nicht.

Es ist ein homöopathisches Mittel. Wenn Sie es nehmen, ohne Sodbrennen zu haben, kann es Ihnen nur schaden. Sie müssen warten, bis Sie einen Anfall haben und dann nehmen Sie es. Der Erfolg wird Sie überraschen."

„Ich möchte es aber gleich nehmen", sagte Lady Clementina und hielt die kleine, durchsichtige Kapsel mit dem darin schwankenden Tropfen Aconit zum Licht. „Es schmeckt gewiß ausgezeichnet. Wissen Sie, Doktoren hasse ich, aber einnehmen tue ich ganz gern. Also meinetwegen, ich werde mir's aufheben bis zum nächsten Anfall."

„Und wann wird der sein?" frug Lord Artur eifrig. „Bald?"

„Ich hoffe, daß ich diese Woche verschont bleiben werde. Gestern Früh ging es mir sehr schlecht. Aber man weiß ja nie."

„Aber Sie werden gewiß einen Anfall vor Ende des Monats haben, Lady Clem?"

„Das befürchte ich leider. Aber wie lieb Sie heute sind, Artur. Sybil hat wirklich einen sehr guten Einfluß auf Sie geübt. Jetzt aber müssen Sie gehen, denn ich habe einige sehr fade Leute zum Essen eingeladen, die gar nicht klatschen können, und ich weiß, daß, wenn ich jetzt nicht mein Schläfchen mache, ich nicht imstande sein werde, während des Essens wach zu bleiben. Leben Sie wohl, Artur, grüßen Sie

Sybil von mir und vielen Dank für das amerikanische Mittel."

„Sie werden nicht vergessen, es zu nehmen, Lady Clem, nicht wahr?" sagte Lord Artur und stand von seinem Sitze auf.

„Ich werde es gewiß nicht vergessen, mein Junge. Es war sehr nett von Ihnen, daß Sie an mich gedacht haben und ich werde Ihnen schreiben, wenn ich noch mehr davon benötige."

Lord Artur verließ das Haus in froher Laune und mit dem Gefühl riesiger Erleichterung.

Am Abend hatte er eine Unterredung mit Sybil Merton. Er sagte ihr, daß er plötzlich in eine furchtbar schwierige Situation geraten sei und daß seine Ehre und seine Pflicht ihm keinen Rückzug gestatteten. Er sagte ihr, daß die Hochzeit verschoben werden müsse, denn ehe er sich nicht aus seinen furchtbaren Verpflichtungen löse, sei er kein freier Mann. Er bat sie, ihm zu vertrauen und bezüglich der Zukunft keine Zweifel zu hegen. Alles käme zu seiner Zeit, aber jetzt bäte er sie um Geduld.

Das Gespräch fand im Wintergarten bei Mertons statt, wo Lord Artur wie gewöhnlich gegessen hatte. Sybil war ihm nie glückstrahlender erschienen und einen Augenblick war Lord Artur versucht, feig zu sein, an Lady Clementina wegen der Pille zu schreiben und die Hochzeit vor sich gehen zu lassen, als ob es über-

haupt keinen Menschen namens Podgers in der Welt gebe. Aber sein besseres Ich gewann doch die Überhand und selbst als Sybil sich weinend in seine Arme warf, wurde er nicht schwach. Die Schönheit, die seine Sinne erregte, rührte auch sein Gewissen. Er fühlte, daß es Unrecht wäre, ein so herrliches Leben wegen des Genusses einiger Monate zu zerstören. Er blieb fast bis Mitternacht mit Sybil beisammen, tröstete sie und ließ sich von ihr trösten. Am nächsten Morgen reiste er nach Venedig, nachdem er in einem männlich entschlossenem Briefe Herrn Merton die nötige Verschiebung der Hochzeit mitgeteilt hatte.

## IV.

In Venedig traf er seinen Bruder, Lord Surbiton, der eben in seiner Jacht von Korfu herübergekommen war. Die beiden jungen Leute verbrachten zwei wundervolle Wochen zusammen. Des Morgens fuhren sie zum Lido oder glitten in ihrer schwarzen Gondel die grünen Kanäle auf und ab. Am Nachmittag empfingen sie Besuche auf ihrer Jacht. Und am Abend aßen sie bei Florian und rauchten ungezählte Zigaretten auf der Piazza. Aber Lord Artur war nicht glücklich. Jeden Tag studierte er die Totenliste in der Times, immer in der Er-

wartung, auf die Nachricht von Lady Clementinens Tod zu stoßen und jeden Tag wurde er enttäuscht. Er begann zu fürchten, daß ihr irgendein Unfall zugestoßen sei, und bedauerte oft, daß er sie gehindert habe das Aconit zu nehmen, als sie so neugierig war, die Wirkung des Mittels zu erproben. Auch Sybils Briefe, so voll von Liebe, Vertrauen und Zärtlichkeit sie auch waren, klangen oft sehr traurig im Ton und manchmal war ihm zumute, als sei er von ihr für ewig geschieden.

Nach vierzehn Tagen hatte Lord Surbiton von Venedig genug und beschloß längst der Küste nach Ravenna zu fahren, da er gehört hatte, es gäbe dort wundervolle Wasserhühner zu schießen. Lord Artur wollte zuerst absolut nicht mit, aber Surbiton, den er sehr gern hatte, überzeugte ihn schließlich, daß er, wenn er allein bei Danieli bliebe, sich unfehlbar zu Tode mopsen würde, und so fuhren sie denn am Morgen des 15. ab, mit einem kräftigen Nordost in den Segeln und bei ziemlich rauher See. Die Jagd war ausgezeichnet und das Leben in freier Luft färbte wieder Lord Arturs Wangen; aber um den 22. herum wurde er wieder ängstlich wegen Lady Clementina und trotz Surbitons Vorstellungen reiste er mit der Bahn nach Venedig zurück.

Als er bei den Stufen des Hotels aus der Gondel stieg, kam ihm der Hotelwirt mit einem

Haufen Telegramme entgegen. Lord Artur riß sie ihm aus der Hand und brach sie auf. Alles war nach Wunsch gegangen. Lady Clementina war ganz plötzlich in der Nacht des 17. gestorben.

Sein erster Gedanke galt Sybil und er depeschierte ihr, daß er sofort nach London zurückkehre. Dann befahl er seinem Kammerdiener, alles für den Nachtzug einzupacken, schickte den Gondoliers etwa das Fünffache ihrer Taxe und eilte leichtfüßig und frohen Herzens auf sein Zimmer. Dort erwarteten ihn drei Briefe. Der eine war von Sybil selbst, voll Sympathie und Teilnahme, die anderen waren von seiner Mutter und von Lady Clementinens Anwalt. Es schien, daß die alte Dame noch am Abend mit der Herzogin gespeist hatte; sie entzückte alle Welt mit ihrem Witz und ihrem Geist, ging aber frühzeitig nach Hause, weil sie über Sodbrennen klagte. Des Morgens fand man sie tot in ihrem Bett. Sie hatte offenbar gar keine Schmerzen erduldet. Man schickte sofort um Sir Mathew Reid, aber es war natürlich nichts mehr zu machen und sie sollte am 22. in Beauschamp Chalcote begraben werden. Einige Tage vor ihrem Tode hatte sie ihr Testament gemacht. Sie hinterließ Lord Artur ihr kleines Haus in Cursonstreet mit seiner ganzen Einrichtung, mit ihrem ganzen persönlichem Besitz, mit allen Bildern; nur

ihre Miniaturensammlung nahm sie aus, die sie ihrer Schwester Lady Margaret Ruffort vermachte und ihr Ametistenkollier, das Sybil Merton erhalten sollte. Der Besitz hatte keinen großen Wert. Aber Herr Mansfield, der Anwalt, drängte darauf, daß Lord Artur so rasch als möglich heimkehre, da es eine ganze Menge Rechnungen zu bezahlen gäbe und Lady Clementina nie rechte Ordnung in ihren Geschäften eingehalten hätte.

Lord Artur war sehr gerührt, daß Lady Clementina so gütig seiner gedacht habe, und er fühlte, daß Herr Podgers in hohem Maße dafür verantwortlich sei. Aber seine Liebe zu Sybil brachte jedes andere Gefühl zum Schweigen, und das Bewußtsein, daß er seine Pflicht getan, gab ihm Ruhe und Frieden. Als er in Charingcroß ankam, fühlte er sich ganz glücklich. Die Mertons empfingen ihn sehr liebenswürdig. Sybil ließ sich von ihm hoch und heilig versprechen, daß nun nichts mehr dazwischen kommen würde. Die Hochzeit wurde für den 7. Juni festgesetzt. Das Leben schien ihm noch einmal so hell und schön und sein alter Frohsinn kehrte wieder bei ihm ein.

Aber eines Tages ging er mit Lady Clementinens Anwalt und Sybil in das Haus in der Cursonstreet hinüber. Er verbrannte Pakete verblaßter Briefe und kramte aus Schubladen aller-

hand merkwürdiges Zeug. Plötzlich schrie das junge Mädchen ganz entzückt auf.

„Was hast du gefunden, Sybil?“ sagte Lord Artur und hielt in seiner Arbeit inne.

„Diese entzückende kleine Silberbonbonniere, Artur. Ist sie nicht reizend? Holländisch, nicht wahr? Sei so gut und gib sie mir. Ich weiß ja doch, daß mir Amethysten nicht stehen werden, ehe ich nicht über achtzig bin.“

Es war das Büchslein, in dem das Aconit enthalten gewesen war.

Lord Artur schrak zusammen und ein heißes Rot stieg in seine Wangen. Er hatte fast völlig vergessen, was er getan und es schien ihm ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß Sybil, um derentwillen er all die furchtbare Angst durchgemacht, nun die erste war, die ihn an die ganze Sache erinnerte.

„Natürlich kannst du es haben, Sybil. Ich habe es selbst Lady Clem geschenkt.“

„Oh, ich danke dir, Artur. Und nicht wahr, ich darf das Bonbon auch haben. Ich wußte gar nicht, daß Lady Clementina Süßigkeiten gerne hatte. Ich glaubte immer, sie sei dazu viel zu vernünftig.“

Lord Artur wurde totenbleich und ein furchtbarer Gedanke durchkreuzte sein Gehirn.

„Ein Bonbon, Sybil, — wie meinst du?“, sagte er mit leiser, heiserer Stimme.

„Es ist nur eines im Büchschen, ein ein-

ziges. Aber es sieht schon ganz alt und staubig aus und ich habe nicht die geringste Absicht es zu essen. Was ist dir denn, Artur, du bist ja ganz bleich!"

Lord Artur schoß quer durch das Zimmer und ergriff das Büchschen. Darinnen lag die bernsteinfarbene Kapsel mit dem Gifttropfen. Lady Clementina war also doch eines natürlichen Todes gestorben.

Die Überraschung traf ihn allzu heftig. Er warf die Kapsel ins Feuer und sank mit einem verzweifelten Schrei aufs Sofa.

## V.

Herr Merton war einigermaßen unwillig, als er von einer zweiten Verschiebung der Hochzeit hörte und Lady Julia, die bereits ihre Toilette für die Hochzeit bestellt hatte, tat alles, was in ihrer Macht lag um Sybil zu bewegen, das Verlöbnis rückgängig zu machen. So sehr aber Sybil ihre Muttur liebte, ihr Leben lag nun einmal in Lord Arturs Hand und nichts was Lady Julia auch sagen konnte, erschütterte ihren Glauben. Was aber Lord Artur selbst betrifft, so brauchte er Tage, bis er über die furchtbare Enttäuschung kam und eine Zeit lang waren seine Nerven total erschöpft. Aber er sammelte bald wieder seinen ausgezeichneten

Menschenverstand und sein gesunder praktischer Sinn ließ ihn nicht lange darüber im Zweifel, was nun zu tun sei. Da er mit dem Gift einen vollkommenen Mißerfolg gehabt hatte, so mußte er offenbar jetzt mit Dynamit oder einem anderen Explosivstoff einen Versuch machen.

Er sah also nochmals die Liste seiner Freunde und Verwandten durch, und nach sorgfältiger Überlegung entschloß er sich, seinen Onkel, den Dechanten von Chichester, in die Luft zu sprengen. Der Dechant, ein hochgebildeter und sehr gelehrter Mann, war ein großer Liebhaber von Uhren und besaß eine wundervolle Uhrensammlung (vom 15. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag) und Lord Artur glaubte nun, daß dieses Steckenpferd des guten Dechanten ihm eine ausgezeichnete Gelegenheit biete, seinen Plan auszuführen. Wie und woher sich eine Höllenmaschine schaffen, das war freilich eine andere Sache. Im Londoner Adreßbuch fand er keine Bezugsquelle angegeben und er fühlte, daß es ihm wenig nützen würde sich an die Polizeidirektion zu wenden, da man dort über die Bewegungen der Dynamitpartei immer erst nach einer Explosion etwas zu erfahren schien und dies war auch dann herzlich wenig.

Plötzlich dachte er an seinen Freund Rouvaloff, einen jungen Russen von höchst revolutionärer Gesinnung, den er bei Lady Winder-

mere im Laufe des Winters getroffen hatte. Es hieß, daß Graf Rouvaloff eine Geschichte Peters des Großen schreibe und daß er nach England gekommen sei, um die Dokumente zu studieren, die sich auf den Aufenthalt des Zaren als Schiffszimmermeister in diesem Lande beziehen. Aber man glaubte allgemein, daß er ein nihilistischer Agent sei und zweifellos war seine Gegenwart in London der russischen Gesandtschaft nicht sehr angenehm. Lord Artur fühlte, daß das gerade der Mann sei, den er brauche und so fuhr er denn eines Morgens zu ihm nach Bloomsbury, um von ihm Rat und Hilfe zu erbitten.

„Sie wollen sich also ernstlich mit Politik beschäftigen?" sagte Graf Rouvaloff, als Lord Artur ihm seinen Wunsch vorgetragen hatte. Aber Lord Artur, der jedes Großtun haßte, fühlte sich verpflichtet mitzuteilen, daß er nicht das geringste Interesse für soziale Fragen habe und die Höllenmaschine bloß für eine Familienangelegenheit brauche, die nur ihn allein angehe.

Graf Rouvaloff sah ihn einige Augenblicke verblüfft an, da er aber dann merkte, daß er ganz im Ernst spreche, schrieb er eine Adresse auf ein Stück Papier, setzt seinen Namen darunter und reichte es ihm dann über den Tisch hinüber.

„Die Polizei würde Ihnen ein hübsches Geld

bezahlen, um diese Adresse zu erfahren, mein lieber Freund."

„Aber sie soll sie nicht kriegen", lachte Lord Artur. Er schüttelte dem Russen warm die Hand, lief die Treppe hinunter und nachdem er einen Blick aufs Papier geworfen hatte, befahl er dem Kutscher nach Soho Square zu fahren.

Dort schickte er den Wagen weg und ging die Greek Street hinunter, bis er zu einem Platze kam, namens Bayles Court. Er ging unter dem Torweg durch und befand sich in einer merkwürdigen Sackgasse, wo sich offenbar eine Wäscherei befand, denn ein Netzwerk von Zeugleinen war von Haus zu Haus gespannt und weiße Linnen flatterten in der Morgenluft. Er ging bis zum Ende der Sackgasse und klopfte an ein kleines, grünes Haus. Nach einiger Zeit, während welcher in jedem Fenster des Hofes ein dichter Haufen neugieriger Gesichter erschien, wurde die Tür von einem grobzügigen Ausländer geöffnet, der ihn in einem sehr schlechten Englisch frug, was er wünsche. Lord Artur reichte ihm das Papier, das Graf Rouvaloff ihm gegeben hatte. Als der Mann es sah, verbeugte er sich tief und bat Lord Artur in einen sehr schäbigen Salon zu ebener Erde einzutreten; einige Minuten später trat geschäftig Herr Winckelkopf, wie er in England genannt wurde, ins Zimmer, mit einer sehr

fleckigen Serviette um den Hals und einer Gabel in der linken Hand.

„Graf Rouvaloff hat mir eine Empfehlung an Sie gegeben,“ sagte Lord Artur mit einer leichten Verbeugung. „Und ich möchte gerne in einer Geschäftsangelegenheit eine kurze Unterredung mit Ihnen haben. Mein Name ist Smith, Robert Smith, und ich möchte mir bei Ihnen eine Explosionsuhr verschaffen.“

„Es freut mich sehr Sie zu sehen, Lord Artur“, sagte der muntere kleine Deutsche lachend, „blicken Sie nicht so bestürzt drein. Es ist meine Pflicht jedermann zu kennen und ich erinnere mich, Sie eines abends bei Lady Windermere gesehen zu haben. Ich hoffe, daß die Gnädige sich wohl befindet. Wollen Sie mir nicht das Vergnügen machen, mir Gesellschaft zu leisten, indes ich mein Frühstück beende. Es gibt eine wundervolle Pastete und meine Freunde behaupten, daß mein Rheinwein besser ist, als irgend ein Tropfen auf der deutschen Botschaft.“

Und ehe Lord Artur seine Überraschung, erkannt worden zu sein, überwunden hatte, saß er schon im Hinterzimmer, schlürfte den köstlichsten Markobrunner aus einem blaßgelben Römer mit dem kaiserlichen Monogramm und plauderte in der freundlichsten Weise mit dem berühmten Verschwörer.

„Explosionsuhren“, sagte Herr Winckelkopf,

„eignen sich nicht sehr für den Export ins Ausland. Selbst wenn es ihnen gelingt den Zoll zu passieren, ist der Bahndienst so unregelmäßig, daß sie gewöhnlich losgehen, bevor sie ihre Bestimmung erreicht haben. Wenn Sie aber so etwas für häuslichen Bedarf nötig haben, so kann ich mit einem ausgezeichneten Artikel dienen und garantiere Ihnen, daß Sie mit der Wirkung zufrieden sein werden. Darf ich fragen für wen das Ding bestimmt ist? Sollte es für die Polizei bestimmt sein oder für irgend jemand, der mit der Polizeidirektion in Verbindung steht, so kann ich zu meinem großen Leidwesen nichts für Sie tun. Die englischen Detektives sind in der Tat unsere besten Freunde und ich habe immer gefunden, daß wir tun können, was wir wollen, wenn wir uns nur auf ihre Dummheit verlassen. Ich möchte keinen von ihnen missen."

„Ich versichere Sie", sagte Lord Artur, „daß die Sache mit der Polizei nicht das Geringste zu schaffen hat. Die Uhr ist für den Dechanten von Chichester bestimmt."

„O, du meine Güte. Ich dachte gar nicht daran, daß Sie bezüglich der Religion so schroffe Ansichten hätten. Wenige junge Leute denken heute so."

„Ich fürchte, Sie überschätzen mich, Herr Winckelkopf", sagte Lord Artur und errötete.

„Ich kümmere mich gar nicht um theologische Dinge."

„So handelt es sich um eine reine Privatsache?"

„Eine reine Privatsache"

Herr Winckelkopf zuckte die Schultern, verließ das Zimmer und kam nach einigen Minuten zurück mit einer runden Dynamitpatrone in der Größe eines Pennystückes und einer hübschen, kleinen, französischen Uhr, auf der eine vergoldete Figur der Freiheit stand, die ihren Fuß auf die Hydra des Despotismus setzte.

Lord Arturs Gesicht leuchtete auf, als er die Uhr sah. „Das ist gerade, was ich brauche. Nun sagen Sie mir nur, wie die Geschichte los geht."

„Ah das ist mein Geheimnis", sagte Herr Winckelkopf, indem er seine Erfindung mit einem Blick gerechten Stolzes betrachtete. „Sagen Sie mir nur, wann Sie wünschen, daß die Uhr explodieren soll, und ich werde die Maschine einstellen."

„Also heute ist Dienstag und wenn Sie die Uhr gleich wegschicken können —"

„Das ist unmöglich. Ich habe für einige Freunde in Moskau sehr vieles und wichtiges zu arbeiten. Aber ich kann sie morgen wegschicken."

„Oh, das ist Zeit genug", sagte Lord Artur höflich. „Dann wird sie morgen Abend oder

Donnerstag Früh zugestellt. Was den Moment der Explosion betrifft, so sagen wir Freitag punkt Mittag. Um diese Stunde ist der Dechant immer zu Hause."

„Freitag Mittag", wiederholte Herr Winckelkopf und machte eine Notiz in ein großes Hauptbuch, das auf einem Schreibtisch beim Kamine lag.

„Und nun lassen Sie mich wissen", sagte Lord Artur und stand von seinem Sitze auf, „was ich Ihnen schuldig bin."

„Es ist eine solche Kleinigkeit, Lord Artur, daß ich nichts daran verdienen will. Das Dynamit kommt auf 7 Sixpence, die Uhr macht drei Pfund zehn, Emballage und Porto 5 Shilling. Es ist mir nur ein Vergnügen einem Freund des Grafen Rouvaloff einen Gefallen zu erweisen."

„Und Ihre Mühe, Herr Winckelkopf?"

„O das ist nichts. Es ist mir wirklich ein Vergnügen. Ich arbeite nicht fürs Geld. Ich lebe nur für meine Kunst."

Lord Artur legte 4 Pfund, 2 Shilling und 6 Pence auf den Tisch, dankte dem kleinen deutschen Herrn für seine Güte und nachdem es ihm gelungen war, eine Einladung zu einem kleinen Anarchistentee für den nächsten Sonnabend abzulehnen, verließ er das Haus und ging in der Richtung des Parks.

In den nächsten zwei Tagen war er in

18*

einem Zustand höchster Aufregung und Freitag um 12 Uhr fuhr er in seinen Klub hinunter, um auf Nachrichten zu warten. Den ganzen Nachmittag schlug der dumme Portier Telegramme aus allen Teilen des Landes an, mit den Resultaten der Pferderennen, Urteilen in Ehescheidungssachen, Wetterstand und ähnlichem, indes auf dem schmalem Band im Telegraphenapparat langweilige Details über eine Nachtsitzung im Unterhause und eine kleine Panik auf der Börse erschienen. Um vier Uhr kamen die Abendblätter und Lord Artur verschwand in der Bibliothek mit dem Pall Mall, der St. Jamesgazette, dem Globus und dem Echo unter dem Arm, zur ungeheueren Entrüstung des Kolonel Goodchild, der den Bericht über die Rede lesen wollte, die er diesen Morgen im Mansion House gehalten (über das Thema der südafrikanischen Missionen und über die Zweckmäßigkeit, schwarze Bischöfe in jeder Provinz zu haben), und der aus irgendeinem Grunde ein tiefes Vorurteil gegen die Abendblätter hatte. Aber keine der Zeitungen enthielt die geringste Anspielung auf Chichester und Lord Artur fühlte, daß das Attentat mißlungen sein müsse. Das war ein furchtbarer Schlag für ihn und eine Zeitlang fühlte er sich ganz niedergedrückt. Herr Winckelkopf, den er am nächsten Tage aufsuchte, überströmte von Entschuldigungen und bot ihm zum Ersatz eine andere Uhr an, ganz kostenlos, oder

eine Schachtel mit Nitroglyzerinbomben zum Selbstkostenpreis. Aber Lord Artur hatte alles Vertrauen in die Sprengstoffe verloren und Herr Winckelkopf selbst gab zu, daß heutzutage alles so gefälscht werde, daß man selbst Dynamit kaum in gutem Zustande erhalten könne. Der kleine deutsche Herr räumte zwar ein, daß etwas in der Maschinerie nicht gestimmt haben müsse, aber er gab die Hoffnung nicht auf, daß die Uhr doch losgehen könnte und zitierte als Beispiel einen Barometer, den er einmal an den militärischen Gouverneur von Odessa geschickt habe und der gestellt war, in zehn Tagen zu explodieren. Tat es aber erst nach etwa drei Monaten. Allerdings wurde, als der Barometer endlich losging, nur ein Hausmädchen in Stücke zerrissen. Der Gouverneur hatte die Stadt seit sechs Wochen bereits verlassen. Aber es wurde dabei doch mindestens offenbar, daß Dynamit als zerstörende Kraft unter der Kontrolle der Maschine ein mächtiger, wenn auch etwas unpünktlicher Faktor ist. Lord Artur war durch diese Bemerkung einigermaßen getröstet, aber auch hier drohte ihm bald die Enttäuschung, denn als er zwei Tage später die Treppe hinaufstieg, rief ihm die Herzogin in ihr Boudoir und zeigte ihm einen Brief, den sie eben aus der Dechanei erhalten habe.

„Jane schreibt entzückende Briefe", sagte die Herzogin. „Du mußt wirklich ihren letzten

lesen. Er ist genau so gut wie die Romane, die wir aus der Leihbibliothek bekommen."

Lord Artur nahm den Brief aus ihrer Hand. Er lautete folgendermaßen:

„Dechanei, Chichester,
27. Mai.

Teuerste Tante!

Ich danke Dir vielmals für das Flanell für die Dorcas-Gesellschaft und auch für das Baumwollzeug. Ich bin ganz Deiner Meinung und finde auch, daß es Unsinn ist, wenn die Leute hübsche Sachen tragen wollen, aber jedermann ist heute so radikal und unreligiös, daß es schwer ist, ihnen begreiflich zu machen, es sei nicht passend, wenn sie sich so kleideten, wie die besseren Leute. Ich weiß wirklich nicht, wohin wir noch kommen werden. Wie Papa so oft in seinen Predigten sagt: wir leben in einer Zeit des Unglaubens.

Wir haben großen Spaß gehabt mit einer Uhr, die ein unbekannter Verehrer am letzten Donnerstag Papa geschickt hat. Sie kam in einer frankierten Holzschachtel aus London. Und Papa meint, der Absender müsse jemand sein, der seine bemerkenswerte Predigt: Ist Zügellosigkeit Freiheit? gelesen hat, denn auf der Uhr stand die Figur eines Frauenzimmers und Papa sagte, daß sie die Freiheitsmütze auf dem Kopfe trage. Ich

fand die Figur nicht gerade sehr passend, aber Papa sagte, sie sei historisch, und so war wohl alles in Ordnung. Parker packte die Uhr aus und Papa stellte sie auf den Kaminsims in der Bibliothek. Dort saßen wir alle Freitag Vormittag und just, wie die Uhr zwölf schlug, hörten wir ein schnurrendes Geräusch. Eine kleine Rauchwolke kam aus dem Postament der Figur und die Göttin der Freiheit fiel herunter und ihre Nase zerbrach am Kaminvorsetzer. Marie war ganz außer sich, aber die Sache war so komisch, daß James und ich in Lachen ausbrachen und auch Papa seinen Spaß daran hatte. Als wir die Geschichte näher untersuchten fanden wir, es sei eine Art von Weckuhr. Wenn man sie auf eine bestimmte Stunde richtet, ein bißchen Schießpulver und ein Zündhütchen unter einen kleinen Hammer legt, so geht sie los, wann man will. Papa sagte, sie dürfe nicht in der Bibliothek bleiben, weil sie zu sehr spektakle. So nahm sie Regine mit ins Schulzimmer und machte dort den ganzen Tag nichts wie kleine Explosionen. Glaubst Du, daß Artur sich mit solch einer Uhr als Hochzeitsgeschenk freuen würde? Ich glaube, daß diese Uhren in London jetzt in Mode sind. Papa meint, daß sie sehr viel Gutes stiften könnten, denn sie zeigen, daß die Freiheit keinen Bestand hat,

sondern fallen muß. Papa sagt, daß die Freiheit zur Zeit der französischen Revolution erfunden wurde. Wie schrecklich!

Ich gehe jetzt in die Dorcas-Gesellschaft, wo ich den Leuten Deinen sehr lehrreichen Brief vorlesen werde. Wie wahr, liebe Tante, ist doch Dein Gedanke, daß sie in ihrer Lebensstellung keine gut sitzenden Kleider zu tragen brauchen. Ich muß wirklich sagen, daß ihre Kleidersorge einfach unsinnig ist, da es doch so viele wichtigere Dinge gibt, sowohl in dieser Welt, wie in jener. Ich freue mich sehr, daß der geblümte Poplin so gut aushielt und daß Deine Spitzen nicht zerrissen sind. Ich werde jetzt meine gelbe Seide tragen, die Du so lieb warst, mir zu schenken, bei Bischofs am Mittwoch, und ich glaube, sie wird sich sehr gut machen. Meinst Du, daß ich Schleifen nehmen soll oder nicht? Jennings sagt, daß jetzt alle Welt Schleifen trägt und daß der Jupon plissiert sein müsse. Gerade hat wieder Regine eine Explosion gemacht und Papa hat befohlen, daß man die Uhr in den Stall schaffen müsse. Ich glaube, daß Papa sie nicht mehr so gern hat wie anfangs, obzwar er sich sehr geschmeichelt fühlt, daß man ihm solch ein hübsches und geistvolles Spielzeug geschickt hat. Es zeigt nur wieder, daß die Leute seine Predigten lesen und Nutzen daraus ziehen.

Papa schickt beste Grüße, ebenso James, Regine und Maria. Ich hoffe, daß es Onkel Cecil mit seiner Gicht besser geht und bleibe, teure Tante, Deine Dich innigst liebende Nichte

Jane Percy.

P. S. Bitte sage mir Deine Meinung bezüglich der Schleifen. Jennings bleibt dabei, daß sie Mode sind."

Lord Artur blickte so ernst und trostlos auf den Brief, daß die Herzogin in Lachen ausbrach.

„Mein lieber Artur", rief sie, „ich werde Dir nie wieder Briefe von jungen Damen zeigen. Was soll ich aber über die Uhr sagen? Das ist eine hübsche Erfindung, ich möchte auch sowas haben."

„Ich halte nicht viel davon", sagte Lord Artur mit einem traurigen Lächeln, küßte seiner Mutter die Hand und verließ das Zimmer.

Als er oben in seinem Zimmer angekommen war, warf er sich auf das Sofa und seine Augen füllten sich mit Tränen. Er hatte getan, was in seinen Kräften stand, um den Mord zu begehen, aber beide Male war es ihm mißlungen und nicht durch seine Schuld. Er hatte versucht, seine Pflicht zu tun, aber es schien, als ob das Schicksal treulos an ihm handle. Ihn bedrückte das Gefühl, daß seine guten

Vorsätze nutzlos gewesen, seine Versuche, korrekt zu sein, sich als vergeblich erwiesen hatten. Vielleicht wäre es besser, das Verlöbnis ein für allemal zurückgehen zu lassen. Sybil würde gewiß leiden, aber Leid konnte einer so edlen Natur, wie es die ihre war, nichts anhaben. Und er selbst? Was weiter? Es gibt immer einen Krieg, in dem ein Mann sterben kann, immer eine Sache, für die ein Mann sein Leben opfern kann, und da das Leben ihm keine Freude gab, so hatte der Tod keine Schrecken für ihn. Das Schicksal sollte nur seines Amtes walten. Er würde nichts tun, um es darin zu unterstützen.

Um $^1/_2 7$ kleidete er sich an und ging hinunter in den Klub. Surbiton war da mit einer Menge junger Leute und er mußte mit ihnen speisen. Ihr triviales Gespräch und die faulen Witze interessierten ihn nicht und wie der Kaffee aufgetragen wurde, erfand er eine Ausrede, um rasch fortzukommen. Als er den Klub verlassen wollte, übergab ihm der Portier einen Brief. Er war von Herrn Winckelkopf, der ihn einlud, ihn am nächsten Abend zu besuchen. Er wolle ihm einen Explosivschirm zeigen, der losging, so bald man ihn öffnete. Es war die letzte Erfindung und sie war eben aus Genf gekommen. Er riß den Brief in Stücke. Er war entschlossen, keine weiteren Versuche mehr zu machen. Dann ging er hinunter zum Themse-

ufer und saß stundenlang am Flusse. Der Mond schaute durch eine Mähne lohfarbener Wolken, wie das Auge eines Löwen, und zahllose Sterne funkelten im weiten Raum wie Goldstaub, ausgestreut über eine purpurne Kuppel. Dann und wann stieß eine Barke hinaus in den rauschenden Strom und schwamm dahin mit der Flut und die Eisenbahnsignale wechselten von grün zu rot, wenn die Züge kreischend über die Brücke liefen. Nach einiger Zeit schlug es zwölf Uhr vom hohen Westminsterturme und bei jedem Tone der dröhnenden Glocke schien die Nacht zu zittern. Dann erloschen die Eisenbahnlichter und nur eine einsame Lampe brannte weiter und glühte wie ein großer Rubin an einem Riesenmast und der Lärm der Stadt wurde schwächer.

Um zwei Uhr stand er auf und ging in der Richtung von Blackfriars. Wie unwirklich alles aussah! Wie glich doch alles einem seltsamen Traume. Die Häuser auf der anderen Seite des Flusses schienen aus der Finsternis herauszuwachsen. Es war als hätten Silber und Schatten die Welt neu geformt. Die mächtige Kuppel von St. Paul war durch die dunkle Luft anzusehen wie eine Wasserblase.

Als er sich der Nadel der Kleopatra näherte, sah er einen Mann über die Brüstung gebeugt, und als er näher kam, schaute der Mann auf

und das Licht der Gaslaternen fiel voll auf sein Gesicht.

Es war Herr Podgers, der Chiromantist. Das fette, schlaffe Gesicht, die goldenen Brillen, das matte Lächeln, der sinnliche Mund waren nicht zu verkennen.

Lord Artur blieb stehen. Eine glänzende Idee ging ihm durch den Kopf und leise trat er hinter Herrn Podgers. Im Nu hatte er ihn bei den Füßen gepackt und in die Themse geworfen. Ein rauher Fluch, ein schwerer aufklatschender Fall und alles war still. Lord Artur blickte ängstlich nach, aber er sah vom Chiromantisten nichts mehr als einen hohen Hut, der in einem Wirbel des mondbeschienenen Wassers tanzte. Nach einiger Zeit versank auch der Hut und keine Spur von Mr. Podgers war mehr sichtbar. Einen Augenblick glaubte er zu sehen, wie die dicke, unförmige Gestalt aus dem Wasser nach der Treppe bei der Brücke griff, und eine furchtbare Angst, daß wieder alles mißlungen sei, kam über ihn, aber es stellte sich als eine bloße Einbildung heraus, die vorüberging, als der Mond hinter einer Wolke hervortrat. Endlich schien er erfüllt zu haben, was das Schicksal ihm bestimmte. Ein tiefer Seufzer der Erleichterung hob seine Brust und Sybils Namen kam auf seine Lippen.

„Haben Sie etwas fallen gelassen, Herr?“ sagte plötzlich eine Stimme hinter ihm.

Er wandte sich um und sah einen Polizeimann mit einer Blendlaterne.

„Nichts von Bedeutung", antwortete er lächelnd, rief einen vorüberfahrenden Wagen an, sprang hinein und befahl dem Kutscher, nach Belgrave-Square zu fahren.

Während der nächsten Tage schwankte er zwischen Hoffnung und Furcht. Es gab Augenblicke, wo er fast glaubte, Herr Podgers müsse jetzt ins Zimmer treten, und dann fühlte er wieder, daß das Schicksal nicht so ungerecht zu ihm sein könne. Zweimal ging er zur Wohnung des Chiromantisten in der Westmoonstreet, aber er brachte es nicht über sich, die Glocke zu ziehen. Er sehnte sich nach Gewißheit und fürchtete sie gleichzeitig.

Endlich kam die Gewißheit. Er saß im Rauchzimmer seines Klubs und trank seinen Tee und hörte zerstreut zu, wie Surbiton vom letzten Couplet in der Gaity erzählte, als der Diener mit den Abendblättern hereinkam. Er nahm die St. James zur Hand und blätterte verdrossen darin, als eine merkwürdige Überschrift seinen Blick fesselte:

„Selbstmord eines Chiromantisten."

Er wurde blaß vor Aufregung und begann zu lesen. Der Artikel lautete:

„Gestern Früh um sieben Uhr ist der Körper des Herrn Septimus R. Podgers, des berühmten Chiromantisten, bei Green-

wich, gerade gegenüber dem Shiphotel, ans Ufer gespült worden. Der Unglückliche wurde seit einigen Tagen vermißt und in chiromantistischen Kreisen war man seinetwegen in größter Besorgnis. Es ist anzunehmen, daß er infolge einer durch Überarbeitung erfolgten geistigen Störung den Selbstmord beging und in diesem Sinne hat sich auch der Totenbeschauer ausgesprochen. Mr. Podgers hatte soeben ein großes Werk über die menschliche Hand vollendet, das demnächst erscheinen und gewiß großes Aufsehen erregen wird. Der Verstorbene war 65 Jahre alt und es scheint, daß er keine Verwandten hinterlassen hat."

Lord Artur stürzte aus dem Klub, die Zeitung immer noch in der Hand, zur großen Verwunderung des Portiers, der ihn vergeblich aufzuhalten suchte, und fuhr sofort nach Parklane. Sybil sah ihn vom Fenster aus und eine innerliche Stimme sagte ihr, daß er gute Nachrichten bringe. Sie lief hinunter, ihm entgegen, und wie sie sein Gesicht sah, wußte sie, daß alles gut stünde.

„Meine liebe Sybil", rief Lord Artur, „wir heiraten morgen!"

„Du dummer Junge, und die Hochzeitskuchen sind noch nicht einmal bestellt", sagte Sybil und lachte unter Tränen.

## VI.

Als drei Wochen später die Hochzeit stattfand, war St. Peter gedrängt voll von einer Horde eleganter Leute. Der Dechant von Chichester führte die heilige Handlung in eindrucksvollster Weise und alle Welt war einig, daß man kein hübscheres Paar sehen könne als Braut und Bräutigam. Aber sie waren mehr als hübsch, denn sie waren glücklich. Keinen Augenblick bedauerte Lord Artur alles, was er um Sybils willen erlitten hatte, indes sie ihrerseits ihm das Beste gab, was eine Frau einem Mann geben kann — Anbetung, Zärtlichkeit und Liebe. Für sie beide hatte die Realität des Lebens seine Romantik nicht getötet. Sie fühlten sich immer jung.

Einige Jahre später, als ihnen bereits zwei schöne Kinder geboren waren, kam Lady Windermere zu Besuch nach Alton Priary, einem entzückenden alten Schloß, das der Herzog seinem Sohn zur Hochzeit geschenkt hatte. Und als sie eines Nachmittags mit Lady Artur unter einer Linde im Garten saß und zusah, wie das Büblein und das Mägdlein gleich munteren Sonnenstrahlen auf dem Rosenweg spielten, nahm sie plötzlich die Hände der jungen Frau in die ihren und sagte:

„Bist du glücklich, Sybil?“

„Teuerste Lady Windermere, natürlich bin ich glücklich. Sind Sie es nicht?“

„Ich habe keine Zeit, glücklich zu sein, Sybil. Ich habe immer den letzten Menschen gern, den man mir vorstellt. Aber es gilt als Regel bei mir, daß ich gleich von den Leuten genug habe, sobald ich sie näher kenne.“

„Und Ihre Löwen befriedigen Sie nicht mehr, Lady Windermere?“

„O Gott, nein. Löwen sind gerade gut genug für eine Saison. Sind einmal ihre Mähnen geschnitten, so sind sie die dümmsten Wesen auf Erden. Überdies benehmen sie sich sehr schlecht, wenn man nett zu ihnen ist. Erinnern Sie sich noch an den gräßlichen Herrn Podgers? Er war ein schrecklicher Schwindler. Natürlich ließ ich ihn nichts merken, und selbst wenn er Geld von mir verlangte, verzieh ich ihm. Aber ich konnte es nicht leiden, wenn er mir den Hof machte. Er hat es so weit gebracht, daß ich die Chiromantik hasse. Ich mache jetzt in Telepathie. Das ist viel amüsanter.“

„Sie dürfen hier nichts gegen Chiromantik sagen, Lady Windermere. Das ist der einzige Gegenstand, über den Artur nichts kommen läßt. Ich versichere Sie, daß es ihm damit vollkommen ernst ist.“

„Du meinst doch nicht etwa, Sybil, daß er wirklich daran glaubt?“

„So fragen Sie ihn doch selbst, Lady Win-

dermere. Hier ist er.“ Und Lord Artur kam den Garten herauf mit einem großen Strauß von gelben Rosen in der Hand und seine zwei Kinder tanzten um ihn her.

„Lord Artur!“

„Ja, Lady Windermere.“

„Sie wollen mir doch nicht einreden, daß Sie wirklich an Chiromantik glauben?“

„Aber es ist doch so“, antwortete der junge Mann lächelnd.

„Aber warum denn?“

„Weil ich der Chiromantik das ganze Glück meines Lebens verdanke“, murmelte er und warf sich in einen Korbsessel.

„Was verdanken Sie ihr, lieber Lord Artur?“

„Sybil“, antwortete er und überreichte seiner Frau die Rosen und schaute in ihre blauen Augen.

„Welch ein Unsinn“, rief Lady Windermere. „Ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen solchen Unsinn gehört.“

# Inhalt.